Julia

oder

die letzte Bitte eines Verurtheilten.

Roman

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig 1854.

rlag von Christian Ernst Kollmann.

Julia

oder

die letzte Bitte eines Verurtheilten.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Acht Tage sind seit den Ereignissen verflossen, die sich auf der Citadelle zugetragen haben. Wir finden Julia in dem prachtvollen Boudoir des Palastes Malatesti, das sie in der Abwesenheit ihres Mannes nach eigenem Geschmacke und auf eigene Kosten ausgeschmückt hatte. Die kostbarsten Gold- und Silbergefäße aus dem Laden des Vaters, Figuren und Nippsachen mancherlei Art standen geschmackvoll geordnet auf den Gesimsen und Möbeln. Die Wände waren mit seidenen Tapeten bekleidet und den Boden bedeckten prachtvolle Teppiche aus der Savonnerie von Paris.

Die junge Frau saß in einem mit blauer Seide ausgeschlagenen Sessel neben einem Tische, auf dem die Kerzen eines dreiarmigen Leuchters von massivem

Silber ein strahlendes Licht verbreiteten. Als die Alabasteruhr mit leise summenden Schlägen die Mitternachtsstunde andeutete, legte Julia eine feine Stickerei bei Seite, und erhob sich.

„Ich will schlafen gehen," flüsterte sie vor sich hin. „Eleonor wird auch heute von seiner Reise nicht zurückkehren, und wenn er wirklich noch kommen sollte, wird er so ermüdet sein, daß er sich in sein Zimmer zurückzieht, ohne mir diese Nacht noch einen Besuch abzustatten."

Sie klingelte. Eine Kammerfrau erschien.

„Lisa, meine Nachttoilette!"

„Zu Befehl, Frau Gräfin!"

Die Kammerfrau verneigte sich, und verschwand hinter den seidenen Vorhängen eines Alkovens

„Frau Gräfin!" wiederholte die reizende Frau mit dem Lächeln der höchsten Glückseligkeit. „Ach ja, die gute Lisa hat Recht, ich bin jetzt eine Gräfin von Malatesti; aber dieser Titel allein macht mich nicht glücklich, sondern der Gedanke, daß der, der ihn mir gegeben, Eleonor ist, der Mann, den ich von Herzen liebe, und der mir einst so großmüthig das Leben rettete. Wer hätte wohl an jenem Abende gedacht, als er bleich und verwundet in dem Laden=

zimmer meines Vaters saß, daß ich heute seine Frau sein würde! Seine Frau, Eleonor's Frau! Ich würde Alles für einen Traum halten, wenn mich die Umgebung nicht an die schöne Wirklichkeit erinnerte. Wie ehrerbietig grüßen mich die Diener vom Hause — sie verbeugen sich bis tief zur Erde, und nennen mich „gnädige Gräfin!" Vielleicht halten mich die guten Leute für stolz; aber das bin ich wahrhaftig nicht. Ach, ich bin ja nur deshalb glücklich, weil ich mich seine Frau nennen kann!"

In diesem Augenblicke erschien Lisa wieder mit den Nachtkleidern, und begann die Ausübung ihres Amtes. Sie befreite den schlanken, biegsamen Körper ihrer jungen Herrin von dem blaßgelben seidenen Kleide, entfesselte den Alabasterbusen von dem lästigen Schnürleibe, und hüllte die zarten, aber dennoch üppigen Glieder in eine schneeweiße Nachtrobe. Dann nahm sie die flimmernden Diamantnadeln aus dem dunkeln Haare, und legte die starken Flechten leicht zusammen. Die Locken des Scheitels quollen auf die runden, glänzenden Schultern herab.

„Gehen Sie zu Bett, Lisa!"

„Ihr Nachthäubchen, gnädige Frau —"

„Ich vollende selbst die Toilette."

Die Kammerfrau grüßte ehrfurchtsvoll, und entfernte sich.

Julia trat nun vor einen großen Spiegel, ordnete noch einmal mit den kleinen zarten Fingern die Locken, und zog das fast durchsichtige battistene Nachtkleid über dem Busen ein wenig fester zusammen. Sie bot einen entzückenden Anblick dar. Das duftige Nachtgewand stand ihr tausendmal schöner, als die kostbarsten Kleider, die sie am Tage trug. Mit jener Eitelkeit, die den jungen Frauen noch eigen zu sein pflegt, ordnete sie die letzten Kleinigkeiten ihrer Toilette, erfrischte sich mit wohlriechendem Wasser, und steckte die zarten Füße in kleine rothe Sammtpantoffeln. Je weniger sich Julia ihrer wirklich zauberischen Reize bewußt war, um so verführerischer mußten sie erscheinen. Alles war Einfachheit und ungekünsteltes Wesen, Frische, Anmuth und Liebenswürdigkeit. Eine Frau, die sich bemüht, durch die raffinirteste Toilette den Ehemann zu fesseln, würde nicht so glücklich in ihren Erfolgen gewesen sein, als Julia, die nur aus angeborener mädchenhafter Eitelkeit vor dem Spiegel stand. Sie wollte keine Kunstgriffe gebrauchen, und dennoch

gelang ihr Alles so wunderbar, als ob sie die geschickteste Courtisane von der Welt wäre.

Nachdenkend trat sie von dem Spiegel zurück, und setzte sich noch einmal in ihren Sessel. Als ob sie unwillkürlich einem Ideengange folgte, flüsterte sie, indem sie die Stickerei wieder ergriff:

„Es ist seltsam, wie meine Verheirathung so rasch zu Stande gekommen. Was Eleonor wohl veranlaßt hat, sich mit mir im Gefängnisse trauen zu lassen? Und warum er gleich die Reise antrat, nachdem er mich hier eingeführt hatte? Mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke! Doch mein Mann hat mir verboten, ihn um die Gründe zu befragen, und ich werde schweigen. Mein Mann! Welch ein wunderbarer Reiz liegt in diesem Worte, wenn man mit dem verheirathet ist, den man liebt! Ach, und ich habe ihn geliebt, ehe ich einmal wußte, wer er war. Wäre er nicht der reiche Graf von Malatesti gewesen, ich würde ihn wahrlich nicht weniger geliebt haben. Und auch er muß mich wohl gern haben, denn sonst würde er mich nicht zu seiner Gattin, zu einer Gräfin von Malatesti gemacht haben."

Eifriger als zuvor arbeitete sie noch eine Viertel-

stunde fort, während sich ihre Gedanken um das angeregte Thema drehten; dann stellte sich eine unüberwindliche Müdigkeit ein, und das Glück, dessen sie sich im wachen Zustande erfreute, beschäftigte auch ihren Geist im Traume.

Die tiefe Stille, die nun eine halbe Stunde lang in dem Boudoir herrschte, ward plötzlich durch das leise Oeffnen der Thür unterbrochen, die in das Vorzimmer führte.

Eleonor erschien. Der junge Graf war noch in seinen eleganten Reisekleidern, ein Beweis, daß es ihn trieb, seine Gattin zu sehen. Vorsichtig trat er ein, und schloß leise die Thür hinter sich.

Als er die Mitte des Boudoirs erreicht hatte, bemerkte er die reizende Schläferin.

„Julia!" flüsterte er überrascht. „Sie ist bei der Arbeit eingeschlafen! Und ich wähnte sie längst in ihrem Bette."

Unwillkührlich hafteten die Blicke des jungen Mannes auf der schönen Gestalt. Julia's Kopf war zur Seite in das himmelblaue Kissen gesunken. Die Augen mit den langen schwarzen Wimpern waren fest geschlossen. Die lieblichen Wangen überzog ein leichtes Roth; die feinen purpurrothen Lippen

waren halb geöffnet, so daß die kleinen Elfenbeinzähne hindurchschimmerten; das leichte Nachtkleid hatte sich ein wenig verschoben, und ließ den schneeweißen ruhig wogenden Busen sehen. Der linke Arm zur Hälfte entblößt, stützte das Kinn, und der rechte lag nachlässig ausgestreckt in dem Schooße. Die Stickerei war auf den Boden gesunken. Die zarten Füße in den rothen Sammtpantoffeln ruhten kreuzweis auf einer Fußbank von blauer Seide.

„Die Tochter des Juweliers ist ein liebliches Wesen!" dachte der Graf, der seine Blicke nicht wieder abwenden konnte. „Einer Venus gleich, wie sie die feurigste Phantasie eines Malers nur erschaffen kann, liegt sie in den Armen des Schlafs. Sie hat gewiß nicht daran gedacht, daß ich sie als die erste nach meiner Reise begrüßen würde — das heißt, ich wollte sie nur schlafend in ihrem Bette sehen, da mir die Kammerfrau gesagt, daß sie schon seit einer Stunde sich zur Ruhe begeben habe."

Jetzt sank Julia's linker Arm, der das Kinn stützte, in den Schooß.

Eleonor trat rasch zurück hinter die Lehne des Stuhls. Seine Schritte verursachten auf dem Teppich kein Geräusch, und die Schläferin ward nicht

gestört. Da bewegten sich ihre Lippen, und der Lauscher verstand deutlich die im Traume geflüsterten Worte:

„Ich liebe Dich, mein Freund! Ich denke nur an Dich! Wenn Du zweifelst, thust Du mir ein großes Unrecht!"

Eleonor konnte sich nicht enthalten, der jungen Frau über die Lehne des Stuhls in das Gesicht zu sehen. Ein reizendes Lächeln umschwebte ihre Lippen, denen abermals die Worte entschlüpften:

„Gewiß, ich liebe Dich schon seit langer Zeit! Nun weißt Du Alles!"

Plötzlich verschwand das Lächeln, und die Züge der Schläferin drückten einen wehmüthigen Schmerz aus. Die Augenlider erzitterten leise, und in den Wimpern erschienen Thränen.

„Ihr träumt von Ascanio," flüsterte mitleidig der Graf. „Armes Kind! Wie gern hätte ich ihr heute noch die Nachricht mitgetheilt, daß der Kardinal, dem ich meine seltsame Verheirathung vorgestellt, nicht einen Augenblick daran zweifelt, der Papst werde das lästige Band durch einen Machtspruch lösen, zumal da mein Vater noch immer in großem Ansehen bei ihm steht. Morgen werde ich

mein Gesuch einreichen, und in acht Tagen ist die arme Julia wieder frei. Kann ich auch jetzt Ascanio meine Wittwe nicht hinterlassen, wie ich beabsichtigte, so werde ich sie ihm dennoch rein und frei zurückgeben; ich habe es geschworen, und will als ein Mann von Ehre meinen Schwur halten!"

Noch einen Blick warf der Graf auf Julia, dann ging er langsam und leise der Thür zu. Aber noch hatte er sein Ziel nicht halb erreicht, als Julia mit lauter Stimme rief:

„Eleonor!"

Ueberrascht blieb er stehen und lauschte.

„Eleonor ist für ewig mein Mann!"

Nach diesen Worten hörte er ein leises Schluchzen, das vielleicht eine halbe Minute anhielt, dann war Alles wieder still, und nur die leichten, ruhigen Athemzüge der Schlafenden ließen sich vernehmen. Hätte Eleonor ihr Gesicht gesehen, so würde es ihm nicht entgangen sein, daß Julia nicht im Schmerze, wie er wähnte, sondern im Uebermaße ihres Glücks diese Worte ausgestoßen.

„Nicht für ewig!" flüsterte er von Mitleid hingerissen. „Nein, nein, kurz wie Dein Traum, arme Julia, soll auch Deine Ehe mit mir sein.

Könnte ich sie doch gleich ihrer Unruhe entreißen, könnte ich ihr doch gleich Alles sagen. Sie ist vielleicht der Ansicht, daß ich hartherzig meine Rechte als Mann beanspruche — ich will sie enttäuschen, und ihr einen bessern Begriff von mir beibringen."

Entschlossen trat er dem Sessel näher. Julia's Kopf hatte sich tiefer herabgeneigt, eine der schweren Haarflechten hatte sich abgelös't, und lag auf dem halbentblößten Alabasterbusen. Wie den Lippen eines ruhig schlafenden Kindes entquoll den ihrigen ein sanfter, würziger Hauch, und die milde Röthe der Wangen hatte sich in ein wahres Purpurroth verwandelt.

„Wie süß sie schläft!" dachte der Graf. „Soll ich sie wecken, um mit ihr über ein so unangenehmes Thema zu verhandeln? Mag Ascanio es ihr selbst sagen. Sie soll nie erfahren, daß ich sie in dieser reizenden Situation gesehen, und die Geheimnisse ihres Traums belauscht habe. Damit sie aber den nächsten Tag nicht mit Kummer begrüße, will ich ihr die ersten Andeutungen schriftlich zukommen lassen, will ihr bekennen, daß ich sie nicht liebe, sie nie geliebt hatte, und daß ich sie so lange als die Gattin meines Freundes achten und ehren werde, bis

der päpstliche Stuhl das Band unserer Ehe gelös't haben wird. Gute Nacht, arme Julia!" flüsterte er.

Indem er sich entfernen wollte, berührte er, ohne es zu wollen, mit dem Fuße so heftig den Tisch, daß ein lautes Geräusch entstand. Die Schläferin fuhr erschreckt empor.

„Mein Mann!" rief sie aus.

„Verzeihung," rief Eleonor verwirrt, „meine Ungeschicklichkeit hat Ihren Schlaf gestört!"

In diesem Augenblicke bemerkte Julia den Zustand ihrer Toilette. Mit zitternden Händen zog sie die weiße Robe zusammen, und warf die Fülle der Locken über die nackten Schultern zurück. Eine keusche Schaam entflammte ihr reizendes Gesicht, und das große blaue Auge senkte sich zu Boden.

„Sie sind von Ihrer Reise zurückgekehrt?" fragte sie in großer Verwirrung.

„So eben, und ich bringe Ihnen die erfreulichsten Nachrichten mit."

„Wenn diese Nachrichten auch Ihnen erfreulich sind —"

„Mir?"

„Meine Dankbarkeit läßt mich nur Ihr Glück wünschen!"

Eleonor starrte die Züge seiner jungen Frau an, die im wachen Zustande noch tausendmal schöner waren, als im Schlafe. Die schlanke, üppige Gestalt, umflossen von der feinen weißen Nachtrobe, konnte er in diesem Augenblicke zum ersten Male bewundern.

„Jetzt begreife ich die Leidenschaft Ascanio's," dachte er. „Die Tochter des Juweliers ist eine vollendete Schönheit, und ihre Haltung ist so edel, als ob sie eine geborene Herzogin wäre."

Julia, obgleich im hohen Grade entzückt über die unerwartete Rückkehr Eleonor's, hatte ihre volle Fassung wiedererlangt. Mit dem Takte einer gebildeten Dame knüpfte sie das unterbrochene Gespräch wieder an.

„Ich hatte die Hoffnung auf Ihre Rückkehr aufgegeben, als Mitternacht vorüber war," sagte sie leise. „Ich bitte um Verzeihung, daß Sie mich im Negligée antreffen. Wenn Sie der Ruhe nicht bedürfen, so entferne ich mich, um ein wenig Toilette zu machen."

„Himmel, Julia, was läßt Sie glauben —!"

„Sie betrachten mich so aufmerksam."

Der Graf ergriff ihre Hand, drückte achtungsvoll einen Kuß darauf, und sagte:

„Ist es nicht erlaubt, daß man seine —"

Er stockte plötzlich, denn er erinnerte sich Ascanio's.

Julia lächelte, und fuhr wie ergänzend fort:

„Daß man seine Frau ansehen kann? O, gewiß, Herr Graf, denn dies ist ja das geringste Recht, das sie dem Manne zu gewähren verpflichtet ist."

„Vorzüglich wenn man sie nur auf so kurze Zeit besitzt!" dachte Eleonor, ohne einen leisen Seufzer unterdrücken zu können, und indem er die junge Frau zu dem Sopha führte.

Beide nahmen Platz auf dem weichen Polster.

„Ich habe mich auf meiner Reise vorzüglich mit der Zukunft des jungen Ascanio del Dongo beschäftigt," begann Eleonor.

„Man sagte mir, er sei Ihr Jugendfreund."

„Ganz recht."

„Und habe das Mißgeschick, auf der Citadelle gefangen zu sitzen."

„Seit gestern ist er wieder frei."

„Um so besser!"

„Wie," rief der Graf erstaunt, „Sie nehmen diese Nachricht so kalt auf, und dennoch versicherte man mich, daß er Ihnen ein großes Interesse eingeflößt habe."

„Der junge Graf del Dongo?" fragte Julia nicht minder erstaunt.

„Ich wiederhole es."

Julia lächelte mitleidig.

„Er kam oft in den Laden meines Vaters, und plauderte so viel."

„Daß er Ihnen gefallen mußte?" fragte lächelnd der Graf.

„Er ist eifersüchtig!" dachte die junge Frau mit einem geheimen Entzücken, und indem sie tief erröthete.

„Habe ich Recht?" fragte Eleonor.

„Gewiß nicht!" antwortete sie betheuernd. „Herr Ascanio del Dongo hat in mir durchaus kein größeres Interesse erregt, als jeder andere Käufer, der den Laden meines Vaters betrat, so daß ich nicht begreife, wie sich ein solches Gerücht verbreitet haben kann."

Wie verletzt senkte sie die Augen zu Boden.

„Sie ist ja nicht verpflichtet, mir ... ge

stehen," dachte Eleonor, der glaubte ein wenig zu weit gegangen zu sein. „Ich kenne seine Neigungen," fügte er laut hinzu, „und deshalb habe ich bei dem Bruder meines Vaters, der seit dem Einzuge unserer Herzogin seinen Posten als General in Piacenza wiedereingenommen, um eine Lieutenantsstelle für ihn nachgesucht, und man hat mich versichert, daß er sie erhalten wird."

„Ich wünsche ihm viel Glück!" antwortete Julia kalt.

„Auch mir hat die Güte unserer Herzogin eine Stelle zugedacht."

„Ihnen?" fragte sie rasch. „Was für eine Stelle?"

„Im Ministerium."

„Sie verdienen diese Auszeichnung, Herr Graf!" rief sie aus.

„Ich danke, Signora! Indeß — ich bin unentschlossen, ob ich sie annehme."

„Warum?"

„Man will nur meinen Vater ehren."

„Das ist kein Grund, das ehrenvolle Anerbieten abzulehnen — wenn ich mir ein Urtheil darüber erlauben darf," fügte sie rasch hinzu.

„Wer anders als Sie hat wohl das größte Recht dazu? Sind Sie nicht meine Frau?“

„Herr Graf, Sie haben mich zu diesem Range erhoben, und ich versichere, daß meine Dankbarkeit mir die Kraft geben wird, dahin zu streben an Ihrer Seite nicht unwürdig zu erscheinen.“

„O, daran zweifele ich keinen Augenblick!“ rief der Graf in höchster Verwunderung. „Aber der Posten, den man mir zugedacht, ist nicht ohne Gefahr für mich.“

Julia blickte rasch empor.

„Gefahr?“ fragte sie erschreckt. „Die Herzogin ist eine gute, verständige und dabei energische Dame.“

„Ohne Zweifel, und wie kein Anderer habe ich die Beweise davon; aber unter den obwaltenden Verhältnissen wird meine Stellung mindestens sehr schwierig sein. Der Einfluß der napoleonischen Parthei, die mich verurtheilte, ist immer noch bedeutend; man wird mich anfeinden —“

„Aber sicher ohne Erfolg, Herr Graf! Ich kenne die Stimmung, die im Lande über die Familie Malatesti herrscht, und wenn Sie sonst keinen Grund haben —“

„Keinen andern!"

„Dann dürfen Sie den Antrag der hochherzigen Fürstin nicht ablehnen, die sich mit gesinnungstüchtigen Männern umgeben zu wollen scheint. Ist die Gefahr vorüber, dann dürfen Sie sich zurückziehen, ohne den Verdacht der Muthlosigkeit auf sich zu laden."

„Das habe ich mir auch gesagt," antwortete Eleonor, indem er sanft ihre Hand ergriff, und der jungen Frau in das reizende Gesicht sah. „Sie hat Urtheil und edle Grundsätze," dachte er dabei, „zwei Dinge, die man selten, selbst bei den edelsten Damen, findet. Bei dieser Ansicht," fragte er laut, „billigen Sie wohl nicht, daß man Titel und Ehrenstellen liebt?"

„O, es giebt Leute, die deren bedürfen; Sie aber, Herr Graf, bedürfen derer nicht, um geehrt und — geliebt zu sein! Das sagt man allgemein," fügte sie hinzu, indem sie die Blicke niedersenkte.

„Ist das auch Ihre Ansicht?" fragte der Graf leise, und indem er sich ihr mit dem Haupte näherte.

„Mein Gott," stammelte sie verwirrt, „es wäre doch höchst seltsam, wenn Ihre Frau die Ansicht nicht theilte, die alle Welt über Sie hegt!"

„Julia," rief der entzückte Eleonor, wenn irgend jemand Titel und Ehrenstellen in der Welt verdient, o sind Sie es! Könnte ich Ihnen ein glückliches, glänzendes Loos bereiten!"

Die junge Frau schien den Sinn dieser Worte nicht richtig aufzufassen, und sie konnte es auch nicht, da sie das Uebereinkommen zwischen Eleonor und Ascanio nicht kannte; indem sie die Aeußerung auf ihre bürgerliche Abkunft bezog, antwortete sie in einer peinlichen Verlegenheit:

„Herr Graf, je weniger ich den Augen der großen Welt ausgesetzt bin, je mehr werde ich mich an meinem Platze glauben. Eine bescheidenere Stellung hätte mir ohne Zweifel mehr zugesagt — indeß," fügte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „da es nun einmal nicht anders ist, werde ich mir Mühe geben, mich in mein Loos zu finden."

„O, ich ahne es!" rief Eleonor. „Das Loos, mir Ihr ganzes Leben weihen zu müssen, ist ein hartes. Ich zweifele daran, daß Ihnen diese Resignation gelingen wird."

„Zweifeln Sie nicht!" sagte sie rasch.

„Wie?"

„Ich habe mich schon lange an den Gedanken

gewöhnt, der Freiheit des Mädchens zu entsagen, und Ihnen Alles zu weihen, was ich bin und besitze."

„Julia, Julia, was sagen Sie?"

„Herr Graf, halten Sie mich für undankbar?" rief sie mit blitzenden Augen. „Haben Sie mich nicht vertheidigt und beschützt? Wer wüßte, was aus mir geworden wäre, wenn Sie sich meiner nicht so großmüthig angenommen hätten. Sie können die Wohlthaten, die Sie mir erzeigt, wohl vergessen; aber in meiner Erinnerung werden sie nie verlöschen. Als Sie mir den Vorschlag machten, mich Ihnen antrauen zu lassen, fragte ich nicht nach den Gründen, die Sie dazu veranlaßten, und meine Bereitwilligkeit mag Ihnen damals wohl seltsam erschienen sein — jetzt wissen Sie Alles, und wenn Sie an meine treue Ergebenheit glauben, selbst an meine —"

Sie schwieg plötzlich, denn eine ungewöhnliche Bewegung erstickte ihre Stimme, und Thränen quollen aus ihren Augen hervor. Dann verhüllte sie ihr Gesicht mit dem feinen Spitzentuche, das sie in der Hand hielt. Eleonor starrte das reizende Geschöpf an, er fühlte sich unwillkührlich zur Bewun-

derung hingerissen, und das so eben vernommene Bekenntniß belehrte ihn, wie ernst sein Verhältniß zu Julia sei. Er wollte trösten, aber er konnte ihr gegenüber, deren Geist und Liebenswürdigkeit ihm hohe Achtung auferlegte, keine Worte finden. Wie sollte er sich entschuldigen? Der Freundschaftsdienst, den er Ascanio leisten wollte, erschien ihm so unbedeutend, so nichtssagend, daß er ihn nicht auszusprechen wagte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, Julia durch ein offenes Gegenbekenntniß zu kränken. Das Ascanio gegebene Versprechen fiel ihm wie eine Centnerlast auf das Herz; er fühlte, daß er jetzt weder den Willen noch die Kraft hatte, es zu erfüllen. Da erhob Julia ihr feuchtes Auge zu ihm. Er fühlte eine brennende Hitze in seinem Gesichte. Um seine Verwirrung zu verbergen, neigte er sich, und küßte ihre zarte Hand.

„Julia," rief er aus, „Sie gehen zu weit in dem Gefühle Ihrer Dankbarkeit! Es wäre grausam, ein Opfer von Ihnen anzunehmen, daß das Glück Ihrer Zukunft zerstören könnte."

„Herr Graf," sagte sie schmerzlich lächelnd, „sprechen Sie nicht von Opfer. Mir scheint, Sie haben ein Opfer gebracht, indem Sie die Tochter

eines bürgerlichen Juweliers zu sich emporhoben. Ich habe nie ehrgeizige Gedanken gehegt, und wenn ich mich jetzt nicht gleich in mein Glück zu finden weiß, so haben Sie Nachsicht mit mir — ich sehe, mein Benehmen macht Ihnen Sorge — Sie haben sich die Tochter Montoni's wohl ganz anders gedacht —"

„Julia, ich habe Sie mir anders gedacht, denn obgleich ich die Tochter Montoni's vom ersten Augenblicke an hochschätzte, so muß ich doch bekennen, daß sie als Gräfin von Malatesti mehr als Hochachtung verdient."

Ein leichtes Zittern bemächtigte sich der jungen Frau.

„Dann bleibt mir nichts zu wünschen!" flüsterte sie kaum vernehmbar.

„Und es ist kein Opfer für Sie, meine Frau zu sein?"

„Sie sind grausam, Herr Graf!"

„Ach, Verzeihung, wenn ich mich von diesem Gedanken nicht losreißen kann — Julia, ich bin in den Besitz eines Kleinod's gelangt, ohne es recht zu wissen, und wenn ich bedenke, daß Sie vielleicht aus Mitleiden mit dem Verurtheilten —"

„Mein Gott, was ist das?" fragte sie weinend. „Sie zweifeln an der Liebe Ihrer Frau?"

„Julia, Sie sind ein Engel!" rief Eleonor, indem er zu ihren Füßen niedersank, ihre beiden Hände ergriff, und sie mit glühenden Küßen bedeckte. „Sie eröffnen mir eine Zukunft, die ich kaum verdiene."

„Herr Graf! Herr Graf!" rief die bebende Julia. „Sie, zu meinen Füßen?"

Sie zog ihn empor, und sank laut schluchzend an seine Brust. Der Graf drückte sie mit Inbrunst an sich, und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Wie betäubt hing sie an seinem Halse und duldete die glühenden Zärtlichkeiten ihres Gatten. Ihre weißen, vollen Arme hielten ihn zitternd umschlungen, ihr Busen wogte heftig an seiner Brust, und ihre Lippen brannten an den seinigen. Eleonor vergaß in diesem Augenblicke Ascanio und die Welt; er empfand nur die Seligkeit, von der reizenden Julia umarmt und geliebt zu sein.

„Meine Gattin!" flüsterte er wie berauscht.

„Mein Mann!" flüsterte sie zurück.

„Und Du liebst mich, Julia?"

Sie vermochte nur durch Thränen zu antworten. Einer Ohnmacht nahe, lag sie in seinen Armen,

das aufgelös'te Haar quoll über die üppigen Schultern herab, und dem kleinen lächelnden Munde entströmte ein heißer Athem.

„Julia! Julia!" rief er plötzlich, wie von einem furchtbaren Gedanken ergriffen.

Dann trug er sie zu dem Sopha, küßte noch einmal ihre glühenden Wangen, und verließ hastig das Zimmer.

Laut weinend lag die junge Frau noch einige Augenblicke in den Kissen, dann sprang sie auf, faßte mit beiden Händen an die Stirn, und rief:

„Ist es denn auch wahr? Träume ich denn auch nicht? Ach, Eleonor liebt mich, er hat mich ja umarmt und geküßt! Hier, hier brannten seine Lippen — hier hielten mich seine Arme umschlungen! Ach, nun ist ja Alles gut, nun will ich der furchtbaren Lage der Gefahr nicht mehr gedenken, denn was ich litt und that, ist ja so unbedeutend gegen das Glück meiner Liebe, daß es wie ein böser Traum verschwinden muß. Eleoner liebt mich! Mein Gott, habe Dank!" rief sie aus, und sank wie überwältigt auf die Knie nieder. „Alle Zweifel sind verschwunden und ich darf getrost einer glücklichen Zukunft entgegen sehen."

Lachend und weinend ging sie nun durch das Zimmer. Noch einmal wiederholte sie sich in Gedanken alle seine Worte und seine Handlungen.

„Ich merkte es wohl," flüsterte sie lächelnd vor sich hin, „er wollte mich prüfen und alle meine Gesinnungen erforschen, denn obgleich wir uns lieben, so kennen wir einander doch noch sehr wenig. Und auch das sah ich ihm an, daß er mir noch etwas sagen wollte. Es ist bei ihm, wie bei mir — ich liebe ihn von ganzer Seele, und wage es nicht auszusprechen. Jeden Augenblick schwebte mir das Geständniß auf den Lippen, und so oft ich es aussprechen wollte, erstarb mir das Wort, als ob ich eine Sünde bekennen sollte. Aber wir sind ja Mann und Frau, und wenn wir auch nicht sagen, was wir denken, so versteht sich ja ganz von selbst, daß wir uns lieben. Warum heirathet man sich denn sonst? Das ist ganz klar. Nur das möchte ich wissen, warum er sich plötzlich losriß, mich in dem Sopha niederließ, und dann aus dem Zimmer stürzte, als ob er ein Unrecht begangen, indem er seine Frau geküßt? Vielleicht ist das so Sitte in der vornehmen Welt, oder er hat mich nicht länger vom Schlafengehen abhalten wollen. Nun, es ist

auch Zeit. Zwei Uhr!" rief sie, indem sie nach der Uhr leuchtete. „Diese Nacht werde ich ruhiger schlafen, als die vorhergehenden. Alle Zweifel sind gelös't, und ich bin die geliebte Frau eines Grafen von Malatesti. Morgen in aller Frühe soll es mein Vater wissen, der stets ein bedenkliches Gesicht machte, wenn ich von meinen Manne sprach. Ach, und Gianina — das gute Mädchen hatte Recht, als sie mir sagte, der Graf liebe mich. Wenn sie mich nun wieder besucht, werde ich ihr die Bestätigung geben können. Ach, ich fürchte, die Freude läßt mir keine Ruhe!"

Julia löschte die Kerzen aus. Dann trat sie in das Schlafgemach, das durch eine mit Flor überzogene Lampe matt beleuchtet ward. Sie warf das weiße Kleid ab, und schlüpfte in das seidene Bett. Nach zehn Minuten war sie lächelnd entschlummert.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen verließ Julia schon früh ihr Schlafgemach. Als die Kammerfrau eintrat, hatte sie bereits die erste Toilette vollendet und einen Brief an den Vater, worin sie ihm die Rückkehr ihres Mannes und die mit ihm stattgehabte Unterredung geschildert. „Ich bin eine Gräfin von Malatesti," hatte sie den Brief geschlossen, „und mein Mann, der Graf, liebt mich, als ob ich die Tochter eines der ersten adeligen Häuser Italien's sei. Jetzt kannst Du Dich über die Zukunft Deiner Julia beruhigen, und hast die übereilte Einwilligung zu meiner Heirath nicht mehr zu bereuen. Mein Mann hat mich aus Liebe zu seiner Frau gemacht, und nicht aus einem andern Grunde, wie Du fälschlich vermuthest. Eleonor ist ein Ehrenmann, der

die Liebe und Achtung, die man ihm allgemein zollt, vollkommen verdient. Komm so bald als möglich in den Palast Malatesti, und Dein Schwiegersohn wird Dir bestätigen, was ich in der Freude meines Herzens am frühen Morgen schon niederschreibe."

Diesen Brief mußte ein Bediente dem Juwelier überbringen.

Mit Hülfe der Kammerfrau machte Julia nun ihre Tagestoilette. Die junge Frau, einfach in blaue Seide gekleidet, war so schön, daß selbst Lisa in stummer Verwunderung ihre Herrin betrachtete. Als sie aus dem Toilettenzimmer in das Boudoir trat, erschien ein Diener.

„Der Herr Graf läßt der gnädigen Frau melden, daß er in einer dringenden Angelegenheit in das herzogliche Schloß beschieden, und bereits dahin abgefahren ist."

„Diese Angelegenheit betrifft die Annahme der ihm vorgeschlagenen Stelle," dachte Julia.

Sie befahl, daß ihr das Frühstück in das Zimmer gebracht werde. Kaum war der Tisch servirt, als ein Diener in glänzender Livree eintrat. Der Graf hatte ihn ausschließlich zur Bedienung seiner Frau bestimmt.

„Ein junges Mädchen ist draußen," meldete er. „Obgleich ich ihr gesagt, daß die gnädige Gräfin so früh nicht zu sprechen sei, so beharrt sie doch darauf angemeldet zu werden."

„Ein junges Mädchen? Hat sie ihren Namen genannt?"

„Gianina."

„Sie hier!" rief Julia freudig.

„Gianina Pepito!" fügte der Diener ceremoniell hinzu.

Julia vermochte kaum ihre Freude zu unterdrücken, denn aus dem zweiten Namen schloß sie, daß ihre Freundin verheirathet sei.

„Man lasse die junge Frau sogleich eintreten!" sagte sie in einem sehr höflichen Tone zu dem schön geputzten Diener.

Nach einer Minute ward die Thür geöffnet, und die bürgerlich und einfach gekleidete Gianina flog, zum Erstaunen des Laquais, in die Arme der jungen Gräfin. Das erste Wiedersehen der beiden Freundinnen, welche jene verhängnißvolle Nacht so innig verbunden hatte, war eben so stürmisch als herzlich. Eine fühlte sich mehr gedrungen, ihr Herz auszuschütten, als die andere.

„Hat mir die gnädige Frau Gräfin noch Befehle zu ertheilen?“ fragte der Diener, der noch immer erstaunt neben der Thür stand.

„Lassen Sie uns allein, lieber Freund!“ sagte Julia.

„Ach ja,“ fügte die eifrige Gianina hinzu. „Nehmen Sie es nicht übel, Signor — aber wir haben uns viel zu erzählen, das nur für uns von Interesse ist.“

Der Diener verneigte sich lächelnd, und verließ das Zimmer.

„Die junge Gräfin ist sehr schön,“ dachte er; „aber man merkt doch an ihren Bekanntschaften, daß sie für den Palast nicht geboren ist.“

Kaum war er in das Vorzimmer getreten, als Julia ihm nachrief, noch ein Gedeck für ihre Freundin zu bringen. Fünf Minuten später saßen die beiden Frauen an dem mit kostbarem Silbergeschirr bedeckten Frühstückstische.

„Also auch Du bist verheirathet?“ fragte Julia, indem sie Chocolate eingoß.

„Seit gestern, Signora — ach, Verzeihung,“ verbesserte sich rasch Gianina, „mit der Signora ist es nun vorbei — Frau Gräfin wollte ich sagen.“

„Für Dich bin ich keine Gräfin, meine liebe Gianina, und willst Du mir einen Gefallen erzeigen, so betrachte mich immer noch als Deine bürgerliche Freundin.“

„Nun gut, Sie wollen es, verbannen wir also jeden Zwang, der uns in dem Ergusse unserer Herzen so lästig ist. Hören Sie nun die kurze, aber erbauliche Geschichte meiner Verheirathung.“

„Ich bin neugierig!“

„Nachdem Sie mit Ihrem Manne, dem Herrn Grafen, in der glänzenden Equipage die Citadelle verlassen, ging ich meiner gewöhnlichen Beschäftigung nach. Zuerst brachte ich den Gefangenen den Kaffee, den sie bei dem schönen Wetter in den Gartenlauben einnehmen. Man sprach, wie natürlich, nur von der Begnadigung des Grafen von Malatesti; von seiner raschen Verheirathung wußte man nichts, und ich hütete mich wohl, etwas darüber laut werden zu lassen. Da rief mich der junge Graf Ascanio del Dongo, dem man eine Wohnung in der Erholung angewiesen hat. Denken Sie sich, er wußte darum, daß sie Gräfin geworden waren.“

„Das finde ich leicht erklärlich, denn er ist ein Freund meines Mannes.“

„Aber er sprach so exaltirt von dieser Heirath, daß ich ihn für verrückt hielt. Er überschüttete mich so hastig mit tausend Fragen, daß ich keine beantworten konnte."

„Was fragte er?"

„Hat der Graf seine Frau mit sich genommen? Wohin hat er sie gebracht? Was sagte sie zu seiner plötzlich erfolgten Begnadigung? War sie erschreckt? Hat sie geweint? Weigerte sie sich, ihm zu folgen? — So ging das in einem Athem fort. Als ich ihm sagte, das junge Ehepaar ist in der gräflichen Equipage nach dem Palaste Malatesti gefahren, brach er in laute Verwünschungen aus, und rief: o, ich Narr, daß ich diese Heirath zugegeben habe! — Das war doch offenbar ein Zeichen von Verrücktheit!" sagte Gianina, indem sie ihre silberne Tasse niedersetzte. „Der Graf wird ihn sicher nicht um die Erlaubniß zu seiner Heirath gefragt haben."

„Das ist allerdings seltsam!" flüsterte Julia verwundert. „Was geschah nun weiter?"

„Nun forderte er von mir, daß ich ihm einen Brief an den Grafen befördern solle. Ich versprach es ihm, und schon eine halbe Stunde darauf sandte

ich Pepito, meinen jetzigen Mann, mit einem Briefe ab. Er kam mit der Botschaft zurück, der Graf sei verreis't."

„Und der Brief?"

„Den Brief," antwortete Gianina ein wenig verlegen — „den Brief habe ich dem Absender zurückgegeben."

„Wie benahm sich Ascanio?"

„Er fragte, ob seine Frau ihn begleitet habe. Als ich ihm sagte, Sie befänden sich allein in dem Palaste, ward er plötzlich ruhig, dankte mir für den ihm erwiesenen Dienst, und ging in dem Garten spazieren. Seit dieser Zeit kümmerte ich mich nicht mehr um ihn, denn es gab wichtigere Dinge für mich zu thun. Nun kamen eine Menge Begnadigungen, daß drei Tage später fast alle Kerker leer standen. Ihr Vater ward zuerst entlassen. Ich begleitete ihn nach seiner Wohnung, und als ich von ihm schied, holte er zwei wunderschöne goldene Ringe aus dem Laden, und sagte: wie Du mir selbst mitgetheilt hast, willst Du dem Beispiele meiner Tochter folgen, und Dich verheirathen — hier nimm dieses kleine Hochzeitsgeschenk, ein Paar Trauringe. Ach, Signora Julia, Sie hätten Pepito

sehen sollen, als ich ihm die glänzenden Ringe zeigte — er wäre fast närrisch geworden vor Freude. Die Trauringe waren da, folglich mußte auch die Trauung stattfinden. Ich holte meinen Ledersack mit den fünftausend Ducaten, nahm meinen Pepito bei der Hand, und trat zu Vetter Gennaro, der immer noch an der Gicht leidet, in das kleine Stübchen. Der alte Tyrann hatte schon wieder ein Donnerwetter auf den Lippen — aber ehe er noch zu Worte kommen konnte, schüttete ich die blanken Goldstücke auf dem Tische vor ihm aus. Himmel, was machte er nun für Augen."

„Wem gehört das Gold?" fragte er, anstatt grob zu werden.

„Meinem Bräutigam Pepito."

„Wie ist er dazu gekommen?"

„Die Gräfin von Malatesti hat es ihm geschenkt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er mich auf der Stelle heirathet, gab ich keck zur Antwort. Nun, ich habe doch nicht gelogen?" fragte Gianina lächelnd. „Wenn Sie diese Bedingung auch nicht ausgesprochen haben, so kann ich doch annehmen —"

„Daß ich sie genehmigen würde," antwortete Julia. „Du hast Recht; doch weiter."

„Der Tyrann der Citadelle betrachtete mit gierigen Blicken das Gold; dann rief er:"

„Wenn die Frau Gräfin nicht anders will, so habe ich nichts dagegen. Pepito ist ein braver, zuverlässiger Mann, dem man sein Kind anvertrauen kann — diesen Nachmittag werde ich mit dem Priester der Gefängnisse sprechen. Kaum hatte Vetter Gennaro sein Mittagsschläfchen vollendet, als ich mit Pepito — wir hatten unsere besten Kleider angelegt — wieder zu ihm ging. Wir führten ihn nun zu dem Priester, er sprach mit dem würdigen Manne, und eine halbe Stunde später wurden wir in der kleinen Kapelle der Citadelle getraut. Ich segne Euch, meine Kinder, geht mit Gott, bleibt Euch treu, und liebet Euch! Pepito sagte „Ja," und daß ich nicht „Nein" sagte, läßt sich denken. So wurden wir denselben Tag noch Mann und Frau. Die Ceremonien auf unserer Citadelle, die traurigen und fröhlichen, haben das Gute, daß sie alle kurz und rasch abgemacht werden. Zum Abend besorgte ich ein kleines Essen, und Vetter Gennaro trank sich ungeachtet seiner Gicht einen so derben Rausch an, daß wir ihn zu seinem Bette tragen mußten. Die Folge davon war, daß er sich in den

nächsten Tagen nicht rühren konnte, mir allein lag nun das ganze Geschäft ob, und erst diesen Morgen ward es mir möglich, Ihnen meinen Besuch abzustatten. Da bin ich denn als Frau Pepito — und nun mag mir die Frau Gräfin erzählen, wie es ihr in den acht Tagen unserer Trennung ergangen ist."

„Ach, Gianina, ich bin glücklich, sehr glücklich!" rief Julia.

„Gerade wie ich!"

„Mein Mann brachte mich also in seinen Palast."

„Ich weiß es."

„Die Dienerschaft befand sich in großer Staatslivree, und man empfing mich wie eine Fürstin, wie eine Königin."

„Das ist in der Ordnung — aber dann?"

„Nach unserer Ankunft führte mich mein Mann in dieses Zimmer, das ich bewohnen sollte. Dort ist mein Schlafgemach — ach, Du sollst es sehen, es ist wie ein Schmuckkästchen in dem Laden meines Vaters, das zum Aufbewahren von kostbaren Edelsteinen bestimmt ist — Tapeten, Vorhänge und Bett — alles ist von blauer Seide, und vor den Fenstern breitet sich ein wunderschöner Garten aus."

„Das ist herrlich!“ sagte Pepito's junge Frau. Aber dann?“

„Dort geht ein Marmorbalkon in den Garten, und dieser Garten grenzt an den Palast del Dongo, den man deutlich sehen kann — wir sind Nachbarn.“

„Das trifft sich prächtig — Doch weiter!“

„Die angrenzenden Zimmer sind mir zu groß, und darum bleibe ich in diesem Boudoir, das ich nach meinem Geschmacke habe einrichten lassen. Die Gold- und Silbersachen hat mein Vater geliefert.“

„Das kann ich mir denken — aber weiter!“

„Der Vormittag verfloß unter den ersten Einrichtungen. Gegen Mittag kam der Graf — er hatte große Toilette gemacht — ach, Du hättest ihn sehen sollen, wie schön er war!“ rief Julia entzückt.

„Auch das kann ich mir lebhaft denken!“ antwortete die ungeduldige Gianina. „Doch weiter!“

„Mein Kind,“ sagte er mit sanfter Stimme, „die Pflicht gebietet mir, daß mein erster Gang der zu der Herzogin ist, um ihr meinen Dank für die Begnadigung abzustatten. Sie verzeihen mir, wenn ich jetzt zur Audienz in das Schloß gehe, es ist die günstigste Stunde. Dann küßte er mir ehrerbietig

die Hand, und gleich darauf sah ich die Equipage abfahren."

„Das ist in der Ordnung. Wann kam Ihr Mann zurück?"

„Nach zwei Stunden."

„Man hat ihn vielleicht nicht gleich vorgelassen."

„Wohl möglich."

„Nun?"

„Ein Diener meldete mir die Ankunft meines Mannes."

„Das ist vornehm."

„Als er eintrat, küßte er wiederum meine Hand, führte mich zu dem Sopha, und unterhielt sich eine Zeit lang mit mir über die hohen Eigenschaften unserer neuen Herzogin. Dann führte er mich am Arme in den Speisesaal, wo wir gemeinschaftlich das Mittagsessen einnahmen."

„Und worüber unterhielten Sie sich bei Tische?"

„Ueber gleichgültige Dinge."

„Nicht möglich!" rief Gianina erstaunt.

„Meine liebe Freundin, Du kennst das Leben in der großen Welt nicht — hinter dem Stuhle

meines Mannes stand ein Diener, und hinter dem meinigen ebenfalls. Was konnten wir da sprechen?"

„Das leuchtet mir ein; doch weiter!"

„Nach Tische kündigte mir mein Mann an, daß er eine Reise von mehrern Tagen unternehmen müsse."

„Aber er reis'te doch erst am folgenden Morgen ab?"

„Nein; die Angelegenheit, die ihn dazu veranlaßte, war so dringend, daß er denselben Abend noch den Wagen besteigen mußte. Verfügen Sie über meinen Palast und über meine Leute, sagte er beim Abschiede. Sie sind hier unbeschränkte Gebieterin, und man wird allen Ihren Befehlen pünktlich nachkommen. Dann küßte er mir die Stirn, und ich war allein."

Gianina sah erstaunt die junge Gräfin an.

„Wenn ich der Graf gewesen wäre," sagte sie nach einer Pause, „ich hätte meine junge Frau mit mir genommen."

„Ach, ich sah es ihm an, daß er mit schwerem Herzen von mir schied; aber die Reise mußte wohl sehr dringend und seine Geschäfte von der Art sein, daß ich ihn nicht begleiten konnte."

„Hier muß ein sonderbares Geheimniß obwalten," dachte Gianina. „Und nun," fragte sie laut, „blieben Sie zwar die unbeschränkte Gebieterin dieses Palastes, aber eine junge Ehefrau ohne Mann?"

„Diese Nacht ist der Graf von seiner Reise zurückgekehrt!" rief Julia freudig.

„Und sein erster Weg war natürlich zu Ihnen?"

„Ja!"

„Endlich!" rief Gianina zufrieden, indem sie der jungen Gräfin näher rückte, als ob sie das, was nun kommen würde, nicht deutlich genug hören könnte. „Was geschah nun?"

„Mitternacht war vorüber, und ich befand mich schon in Negligée. Da übermannte mich der Schlaf bei meiner Stickerei — ich saß dort in dem Lehnstuhle. Daß ich nur von ihm träumte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Plötzlich stieß man mit großer Heftigkeit an den Tisch, ich fuhr erschreckt auf, und vor mir stand — mein Mann, noch in Reisekleidern. Er entschuldigte sich, daß er, ohne es zu wollen, meinen Schlaf gestört habe."

„Redensarten!" rief Gianina lachend. „Er hat mit Fleiß an den Tisch gestoßen! Und Sie

werden auch nicht böse darüber gewesen sein. Wie benahm er sich?"

„Wie der feinste Weltmann. Erst sah er mich mit zärtlichen Blicken an, dann sprachen wie über verschiedene Dinge, und endlich führte er mich zu dem Sopha, wo er sich neben mir niederließ."

„In dem Sopha?"

„Ja. Während des Gesprächs küßte er mir öfter die Hand."

„O, so erzählen Sie doch rascher!"

„Dann sank er zu meinen Füßen nieder — ich zog ihn empor — er drückte mich an seine Brust, und küßte mir zum ersten Male den Mund."

„Na, endlich!" rief Gianina. „Nun schöpfe ich wieder Athem. Was geschah nun?"

„Nun?" fragte Julia erröthend. „Er drückte mich stürmisch an seine Brust, und verließ das Zimmer."

Gianina wich betroffen zurück.

„Nachdem er Sie geküßt, entfernte er sich?"

„Mein Gott, was hast Du denn, Gianina?"

„Nichts, nichts! Ich wundere mich nur über das sonderbare Benehmen des Herrn Grafen bei seiner jungen Frau. Vielleicht ist das so Sitte bei

den vornehmen Leuten. Ich freue mich, daß ich keinen Grafen zum Manne bekommen habe."

„Nun," fragte Julia verlegen lächelnd, „wie hat sich denn Dein Pepito benommen?"

„Ich bin zwar nicht von betreßten Bedienten und Kammerfrauen wie eine Fürstin oder Königin empfangen, besitze auch keine Zimmer mit seidenen Tapeten, Vorhängen und Betten, auch ist mein Pepito kein vornehmer Herr — aber er ist doch liebenswürdig, sehr liebenswürdig! Seine Frau geht ihm über Alles, und jeden Wunsch erfüllt er, noch ehe sie ihn ausspricht. Ich glaube, ihn hätte keine Macht der Welt bewogen, an unserm Trauungstage ohne mich auf Reisen zu gehen."

„Das glaube ich wohl! Pepito hat auch die höhern Rücksichten nicht zu nehmen, die einem Grafen zu beobachten obliegen. Daß mich mein Mann liebt, ist unbezweifelt, und dies macht mich so glücklich, wie nur immerhin eine junge Gräfin sein kann. Mein Mann befindet sich in diesem Augenblicke bei der Herzogin."

„So kann ich ihn nicht sprechen?"

„Was willst Du von ihm, Gianina?"

„Nichts, nichts — ich wollte ihm nur meinen

Glückwunsch abstatten. Doch nun muß ich fort, und da ich gesehen habe, daß Sie glücklich sind, trenne ich mich mit leichtem Herzen. Sobald ich kann, besuche ich Sie wieder!"

Gianina verließ den Palast, und eilte nach der Citadelle zurück.

Drittes Kapitel.

Der Graf Eleonor von Malatesti war seit einer Stunde aus dem herzoglichen Schlosse zurückgekehrt; aber noch hatte er sein Zimmer nicht wieder verlassen, in großer Unruhe ging er auf und ab. Auf dem Schreibtische lag ein geöffneter Brief, den er von Zeit zu Zeit ergriff, flüchtig durchlas, und dann wieder hinwarf. Da meldete ihm ein Diener den jungen Grafen Ascanio del Dongo.

„Er mag eintreten!"

Ascanio stürzte in das Gemach, und schloß den Freund in seine Arme. Eleonor erwiederte den stürmischen Gruß mit kalter Ruhe.

„Was ist Dir, Freund?" fragte Ascanio verwundert. „Du bist so ernst, fast traurig, als ob Dir ein großes Unglück begegnet wäre. Und doch

habe ich so eben gehört, daß Du unserer Gesandtschaft am französischen Hofe als Attaché beigegeben bist. Ich meine, das ist ein Glück."

„Gewiß, Ascanio," antwortete Eleonor ernst, „und ich habe dieses Glück dankbar angenommen."

„Wann wirst Du reisen?"

„Sobald ich meine Angelegenheiten geordnet habe, und mein Dir verpfändetes Ehrenwort eingelös't ist."

„Das wird weder viel Zeit noch Mühe kosten. Ach, Eleonor, ich bin der glücklichste Mensch! Denke Dir die Ueberraschung, die mir meine gute Mutter während der Zeit meiner Haft bereitet hat. Mein Vater ist völlig zu meinen Gunsten umgestimmt; diesen Morgen ließ er mich in sein Zimmer rufen, und kündigte mir in einem sehr freundlichen Tone an, daß er meiner Neigung zu der Tochter des Juweliers nicht mehr entgegen sein wolle, da er in der Standhaftigkeit, mit der ich meine Gefangenschaft ertragen, den Beweis sehe, daß von einer Vereinigung mit dem schönen Mädchen das Glück meines Lebens abhänge. Er habe sich nach Julia erkundigt, und zu seinem großen Vergnügen erfahren, daß sie würdig sei, einen del Dongo zu heirathen.

Die Geschichte von Deiner seltsamen Trauung kannte er, er wußte selbst, daß Julia bis zum Tode betrübt sei, und sehnsüchtig ihrer Erlösung harrte. Er läßt Dir sagen, daß er in der Scheidungsangelegenheit Deine Schritte unterstützen würde, wenn es nöthig sein sollte. Den Standesunterschied berücksichtige er nicht mehr, seitdem Du mit einem so schönen Beispiele vorangegangen seiest. Du siehst also, daß mein Glück einzig und allein von Dir abhängt."

„Von mir!" sagte Eleonor mit einem tiefen Seufzer.

„Eleonor," rief Ascanio bestürzt, „solltest Du schwanken?"

„Ich verzeihe diesen Zweifel Deiner Leidenschaft, die ich ebenso erklärlich finde, als die plötzliche Sinnesänderung Deines Vaters. Nimm Platz, höre mich an, und dann urtheile."

Der Graf bot Ascanio einen Stuhl, er selbst nahm ihm gegenüber Platz.

„Ueber die Vorgänge auf der Citadelle verliere ich kein Wort," begann er, „denn sie sind so ernst, daß sie Dir gewiß noch im Gedächtnisse sein werden. Was ich Dir im Angesichte des Todes geschworen, habe ich bis zu diesem Augenblicke redlich gehalten.

An demselben Tage noch, an dem Julia mein Haus betrat, verließ ich Parma, und ging nach Rom. Die Medisance unserer großen Damen, denen meine seltsame Heirath kein Geheimniß ist, wird also wenig Nahrung finden. In Rom leitete ich persönlich bei dem Cardinal Farnesa, einem Freunde meines verstorbenen Vaters, die Scheidung ein, und mir ward die Versicherung ertheilt, daß der Papst sie genehmigen werde. Geschäfte riefen mich nach Piacenza, und ich richtete meine Ankunft in Parma so ein, daß ich an demselben Tage die Stadt betreten mußte, an dem, wie ich mit dem Cardinal verabredet hatte, ein Courier die päpstliche Scheidungsacte bringen sollte."

„Also heute!" rief Ascanio. „Und ist der Courier eingetroffen?" fragte er eifrig.

„Er brachte mir diesen Brief des Cardinals. Lies'!"

Eleonor überreichte Ascanio den Brief. Dieser las folgende Zeilen:

„Mein lieber Sohn!

„Mit Allem Eifer habe ich Ihre Angelegenheit betrieben, als ob sie die meinige wäre. Ich habe Sr. Heiligkeit persönlich Vortrag gehalten,

und alle wichtigen Punkte hervorgehoben, die ihn zur Erfüllung Ihres Wunsches bestimmen konnten. Der Fall war wunderbar genug, um ihn in ernste Erwägung zu ziehen; es ist geschehen, und Seine Heiligkeit haben decretirt, daß aus Mangel an gewichtigen Gründen Ihre Ehescheidung nicht ausgesprochen werden könne. Außerdem sei die Heiligkeit der Ehe in unserer Zeit sehr gesunken, und es hieße einem frechen Spiele mit derselben Vorschub leisten, wenn man hier die Trennung aussprechen wolle. Ihre priesterliche Einsegnung sei in einem sehr ernsten Momente erfolgt, und habe dadurch, daß sie die letzte Bitte eines zum Tode Verurtheilten in sich schließe, eine ganz besondere Würde erlangt. Ich beeile mich, Ihnen privatim diese Mittheilung zu machen, um mein Wort zu halten In einigen Tagen werde ich Ihnen den officiellen päpstlichen Erlaß zusenden."

Erbleichend gab Ascanio das verhängnißvolle Papier zurück.

„Was ist zu thun?" fragte er, stammelnd vor Schrecken.

„Ich bin völlig rathlos, mein armer Freund."

„Das ist furchtbar! So nahe dem Ziele, werde ich zurückgeschmettert."

Verzweiflungsvoll durchschritt Ascanio das Zimmer; er brach in Verwünschungen über sich selbst, über die ganze Welt aus.

„Konnte mein Vater nicht acht Tage früher diesen Entschluß fassen?" rief er aus. „O, über die erbärmlichen Satzungen der Menschen! Die Kirche fordert, daß zwei Menschen unglücklich werden, nur um einer elenden Form zu genügen."

Eleonor hatte eine Zeit lang nachdenkend dagesessen. Plötzlich erhob er sich.

„Du siehst, Ascanio," sagte er ernst, „daß es mir unmöglich ist, mein Ehrenwort zu lösen. An meiner redlichen Absicht darfst Du nicht zweifeln; darum wage ich es, Dich aufzufordern, unsere Uebereinkunft als ein Geheimniß zu bewahren, damit ich der Lächerlichkeit nicht anheimfalle. Mein Wort mag Dir bleiben, und ich wiederhole Dir, daß ich Julia stets als Deine Gattin betrachten werde."

„In Deinem Hause?" fragte Ascanio bitter lachend. „Wenn ich auch nicht daran zweifele — würde es die Welt glauben? Ach, Eleonor," rief er plötzlich, „mir fällt ein Mittel ein!"

„Welches?"

„Wir vollziehen die Ehescheidung ohne den Papst."

„Wie wäre das möglich?"

„Julia ist für Dich so gut, als wäre sie Deine Frau nicht, und wenn Du keine Ansprüche an sie erhebst, bleibt die Sache wie sie ist — wir ignoriren die Trauung, und ich entfliehe mit meiner Braut nach einem Lande, wo uns niemand kennt."

„Und ich bleibe, mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet, zurück? Nein, Freund, dieser Plan ist unausführbar, auch glaube ich kaum, daß Julia ihn billigt, denn sie wird sich von ihrem Vater nicht trennen wollen, an dem sie mit inniger Liebe hängt. Der Beweis davon liegt ja vor: um den Vater zu retten, reichte sie mir, dem ihr unbekannten Manne, die Hand. Wenn die Kindesliebe ein solches Opfer bringt, läßt sich nicht annehmen —"

„Aber was sollen wir beginnen?" fragte Ascanio in einem weinerlichen Tone.

„Du hast mein Ehrenwort, und ich werde es als Graf lösen. Drei bis vier Tage sind noch erforderlich, um meine Pässe in Empfang zu nehmen und die Abreise nach Paris vorzubereiten. Bis

dahin wird Julia jenen Flügel meines Hauses bewohnen, ich bleibe in diesem. Nun höre meinen Plan: liebt Dich Julia wirklich, wie Du versicherst, so wird sie ihrer Liebe das Opfer bringen, das nöthig ist, um unsere Ehe zu trennen. Zu diesem Ziele führt nur ein Weg. Die Ehe zwischen zwei Katholiken kann nicht völlig getrennt werden, ohne die Billigung des höchsten Oberhaupts der Christenheit, und die Entscheidung dieser Instanz ist Dir bekannt. Wird Julia Protestantin, so sind wir am Ziele, denn der Protestantismus gestattet die völlige Ehescheidung. Ich, der ich Katholik bleibe, verzichte auf die Ehe, und übernehme es, Julia meinem Plane geneigt zu machen. Ehe ich jedoch mit ihr spreche, werde ich den hiesigen Cardinal-Legaten befragen, ob durch diesen Schritt auch wirklich alle Hindernisse beseitigt sind. Es würde sich dann nur noch darum handeln, daß Dir die Erlaubniß Deiner Familie wird, eine Protestantin zu heirathen."

Ascanio machte seiner Freude durch eine Umarmung Luft.

„Eleonor," rief er, „ich heirathe Julia, und wenn sie eine Jüdin oder Muhamedanerin wäre! Mein Vater kann nicht mehr zurücktreten, er hat

einmal seine Einwilligung gegeben. Und Du, Freund, rechne auf meine ewige Dankbarkeit; ich bedauere nur, daß Dir Dein guter Wille, mir zu helfen, soviel Sorge bereitet hat."

„Nun noch eine Bitte, Freund!"

„Sie ist gewährt, ehe Du sie aussprichst."

„Julia gilt jetzt als meine Frau."

„Ganz recht."

„Ehre sie als solche, und unternimm nichts, ohne mich vorher davon in Kenntniß gesetzt zu haben. So lange ich verheirathet bin, ist es Pflicht, den Ehemann mit allem Anstande zu spielen."

„Das heißt, zum Schein?"

„Natürlich, denn ich bin ja auch nur scheinbar verheirathet. Erkundigungen über Deine Braut wirst Du nur bei mir einziehen, und wenn Du sie sprechen willst, werde ich Dich ihr zuführen."

Ascanio schied mit dem Versprechen, in allem gehorsam zu sein, und hatte keine andere Bedingung zu stellen, als die Angelegenheit zu beschleunigen.

Ein Diener trat ein.

„Gnädiger Herr, die Tafel ist servirt!" meldete er.

„Ich komme!"

Ungeachtet dieser Antwort blieb der Diener neben der Thür stehen.

„Was giebt es noch?“ fragte der Graf.

„Die gnädige Gräfin hat durch die Kammerfrau sagen lassen, daß sie bei Tafel nicht erscheinen würde.“

„Ist sie krank?“ fragte Eleonor unwillkührlich.

„Ich glaube kaum, denn auf dem Wege hierher sah ich die Frau Gräfin über die Terrasse in den Garten gehen.“

Durch eine Handbewegung entließ Eleonor den Diener.

„Sie will nicht mit mir speisen?“ dachte er. „Vielleicht fühlt sie sich verletzt, daß ich sie bisher so vernachlässigte. Julia besitzt ein großes Zartgefühl und einen richtigen Takt. Ich hoffe, sie wird sich nicht weigern, am Arme ihres Mannes den Speisesaal zu betreten!“

Von einem unwillkührlichen Drange getrieben ordnete der Graf vor dem Spiegel seine Toilette, verließ das Zimmer, und eilte über den weitläufigen Corridor in den Garten hinab. Auf der Terrasse, die sich an die Hinterseite des Palastes lehnte, blieb er stehen, und überblickte forschend den großen, duftenden Park, der sich wie ein Paradies vor ihm

ausbreitete. Zwei Fontainen schossen ihre Strahlen aus den üppigen Gebüschen hervor, in denen ein Heer munterer Vögel sang. Von den Blumenbeeten herüber verbreitete sich ein würziger Duft, der die ruhige, warme Luft anfüllte. Ein seltsames, sehnsüchtiges Gefühl bemächtigte sich des Grafen; der für ihn sonst so öde Park schien ihm neues Leben, neue Reize erhalten zu haben. Mit einem tiefen Seufzer ging er die Stufen der Terrasse hinab.

„Ich' bin der seltsamste Ehemann von der Welt!" dachte er. „Meine Frau ist jung, schön und geistreich, mit einem Worte liebenswürdig — und dennoch darf ich sie nicht lieben, darf sie nicht als meine Frau betrachten, muß sie vielmehr darauf vorbereiten, daß sie sobald als möglich von mir geschieden wird. Man hat Recht, wenn man das leichtsinnige Spiel mit der Ehe verbietet, und hier, so scheint mir, rächt es sich von selbst. Das Leben erscheint mir seit meiner Begnadigung in einem ganz andern Lichte — es würde mir wahrlich schwer werden, mich jetzt von ihm zu trennen."

Der Graf eilte durch die Gänge. Nirgends erblickte er seine Frau. Ein peinliches Gefühl beengte seine Brust, als er mehrere der Orte vergebens

durchsucht, wo er sie zu finden hoffte. Da sah er den Gärtner auf einem Beete arbeiten. Er rief ihn zu sich. Der Greis zog ehrerbietig seinen breitkrämpigen Strohhut, und trat von dem Beete in den Weg.

„Alter, hast Du diesen Morgen eine Dame in dem Garten gesehen?"

„Eine fremde Dame, gnädiger Herr?" fragte der alte Mann."

„Nun ja, wie Du willst!"

„Ich habe seit acht Tagen oft ein junges Mädchen gesehen, das Stunden lang allein in dem Parke spazieren ging. Sie fütterte die Goldfische in dem Bassin, oder las in einem Buche."

„Ich erlasse Dir den Bericht. Hast Du sie heute wieder gesehen?"

„Ja, Herr Graf."

„Wo?"

„Sie ging hier vorbei, und wahrscheinlich befindet sie sich in der Grotte des Cypressenwäldchens, welche die selige Frau Gräfin vor zwanzig Jahren hat anlegen lassen. Auch gestern und vorgestern sah ich sie dort."

Eleonor entließ den Gärtner, und ging weiter.

Die Erinnerung an seine Mutter, deren Lieblingsplätzchen die Grotte gewesen, vermehrte seine sentimentale Stimmung. Wie lange hatte er den geheimnißvollen schattigen Ort nicht betreten, wo der geopferte Vater seiner vorangegangenen Gattin eine Urne unter Thränenweiden hatte aufrichten lassen. Und heute sollte er den Hain der schmerzlichsten Erinnerungen betreten, um seine Gattin, der er sein überströmendes Herz nicht eröffnen durfte, abzuholen und ceremoniell zur Tafel zu führen. Mechanisch betrat er das reizende, stille Wäldchen. Eine Nachtigal sang ihr Lied in dem dämmernden Haine, den die Strahlen der heißen Mittagssonne nicht durchdringen konnten. Kein Lüftchen regte sich, kein Blatt erzitterte. Uebermannt von seinen Gefühlen blieb Eleonor stehen. War es doch, als ob es ihm an Muth fehlte, weiter zu gehen. Da sah er durch die grüne Dämmerung ein weibliche Gestalt — sie stand an der Urne, ihr weißer Arm, der das Haupt stützte, lehnte auf dem mit Moos bewachsenen Rande des großen Mormorgefäßes. Die herabhängenden Zweige der Trauerweide bedeckten ihr Gesicht. Sie mußte sein Kommen nicht bemerkt haben, denn regungslos verblieb sie in ihrer Stellung.

Eleonor trat ihr rasch näher. Das Geräusch der Schritte schreckte sie empor.

„Julia," sagte er mit bewegter Stimme, „hier verträumen Sie Ihre Zeit? Der Ort stimmt melancholisch, und paßt so wenig für die frohe Jugend. O, daß ich nicht früher kommen konnte, um Sie zu dem freundlichen Lichte zu führen."

Er ergriff ihre Hand, und drückte einen Kuß darauf.

„Wollte Gott," antwortete Julia schmerzlich, „mein Leben wäre ein Traum, und keine Wirklichkeit, ich könnte mich vielleicht des Erwachens freuen."

„Was ist das? Sie weinen Julia! Was bereitet Ihnen Kummer?"

Ein schmerzliches, unbeschreibliches Lächeln umspielte den reizenden Mund der jungen Frau.

„Herr Graf, Sie fordern ein Bekenntniß dessen, was mir Thränen erpreßt?" fragte sie bebend.

„Julia," sagte er bestürzt, „können Sie Ihrem Gatten auch das Recht nicht einräumen, den Grund Ihres Schmerzes zu erforschen, so versagen Sie es wenigstens dem Manne nicht, der sich das Glück Ihres Lebens zur Aufgabe gestellt hat."

„Mein Glück!" rief sie mit Würde, und in-

dem sie das Haupt stolz emporhob. „Soll ich, das arme bürgerliche Mädchen, mein Glück bei einem Grafen Malatesti suchen? Ich ward die Gattin eines unglücklichen Gefangenen, und fühlte mich stark genug, seine Leiden mit ihm zu theilen — die Gefährtin eines Glücklichen zu sein, spricht man mir die Fähigkeiten ab."

„Mein Gott, Julia, was ist geschehen? Aus welchem Anlasse reden Sie eine Sprache, die mich kränken muß, weil ich in der That keinen Grund kenne —"

„Herr Graf, bis zu diesem Augenblicke noch bin ich Ihre Frau, die Hand des Priesters hat mich dazu gemacht, und ich erfülle getreulich meine Pflicht. Zwischen Mann und Frau dürfen sich keine Geheimnisse drängen, denn auch das kleinste, und dem Anscheine nach unschuldigste muß Verdacht und Mißtrauen erwecken. Als ich Ihnen meine Hand reichte glaubte ich, wenn auch nicht an Ihre Liebe, doch an Ihre Achtung — mein Herz hat offen vor Ihnen dagelegen," fügte sie gesenkten Blickes hinzu; „wenn Sie es nicht verstanden, so beklage ich meinen Irrthum, und haben Sie es verstanden, so beklage ich mein Unglück. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht

nach Rang und Titeln gestrebt habe, ich folgte dem reinen Gefühle meines Herzens, und sah nur den Retter meines Lebens und meiner Ehre. Das Schicksal zerstörte meinen Traum von Liebe und Glück, denn ich bin zu der Erkenntniß gelangt, daß man mit der Tochter des Juweliers ein übermüthiges Spiel getrieben.“

Julia bestätigte jetzt die Ansicht des Cardinals. Eleonor, der sein Urtheil nun auch in dieser Instanz hörte, empfand doppelt schwer die Bürde seines Vergehens, obgleich das Motiv dazu einer edeln Absicht entsprungen. Wie anders erschien ihm jetzt das einfache Bürgermädchen, von dem er gehofft, daß es sich bereitwillig fügen würde. Er fühlte, daß er den Stolz einer edeln Seele gebeugt und daß eine Sühnung seine Pflicht sei.

„Julia,“ rief er, „Sie stehen an der Urne, die dem Andenken meiner Mutter geweiht ist — hier schwöre ich Ihnen, daß ich nur Ihr Glück im Auge hatte, als ich Ihnen meine Hand antrug.“

Die junge Frau bebte zusammen.

„Das schwören Sie mir?“ fragte sie bestürzt. „Dann geben Sie mir Aufklärung über diesen Brief!“

Sie holte ein Papier aus ihrer seidenen Gürteltasche.

„Lesen Sie! Lesen Sie!" flüsterte sie hastig, indem sie ihm mit zitternder Hand einen Brief überreichte.

Eleonor öffnete das Papier; er erkannte seine eigene Handschrift. Es war die Antwort, die er am Tage seiner Freilassung und bevor er abreis'te, auf Ascanio's Brief nach der Citadelle gesandt hatte. Die rasch hingeworfenen Zeilen hatten folgenden Inhalt:

„Mein Freund!

„Das Unglück hat es gewollt, daß Julia meine Frau für das Leben geworden, ich trage wahrlich nicht die Schuld daran. Doch fürchte nichts, ich bin Edelmann, und werde zu handeln wissen. Julia bewohnt allein meinen Palast; wenn Du diese Zeilen erhältst, befinde ich mich auf der Reise nach Rom, wo ich nicht verfehlen werde, meinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um das unglückseligste und verhängnißvollste aller ebande zu lösen. Ich kann und darf die Toch= uweliers nicht besitzen, ohne alle meine ukunft zu zerstören. Also be=

ruhige Dich, und laß Dich nicht von ungegründeten Zweifeln quälen. Ich kehre als ein freier Mann zurück, und Julia wird wieder sein, was sie war — die Tochter Montoni's.

Eleonor."

Während der Graf noch einmal hastig diese Zeilen überflogen, hatte die junge Frau den Ausdruck seines Gesichts beobachtet. Unwillkührlich zerdrückte Eleonor das Papier mit beiden Händen.

„Herr Graf," begann Julia, „dieser Brief ist mit Ihrem Namen unterzeichnet."

„Ja, ich habe ihn geschrieben," antwortete Eleonor, „und ich bekenne mich offen zu seinem Inhalte."

Julia schwankte, und sank auf das Piedestal der Urne nieder.

„Auch meine letzte Hoffnung ist vernichtet," flüsterte sie — „ich glaubte bis zu diesem Augenblicke an eine Mystification."

Eleonor trat rasch herbei, um sie zu u stützen.

„Lassen Sie mich," sagte sie „es war nichts —!"

Dann erhob sie sich.

„Julia,“ rief der Graf, indem er sie sanft bei der Hand zurückhielt, „Sie dürfen mich nicht verlassen, ohne mich gehört zu haben.“

Sie warf einen stolzen Blick auf Eleonor.

„Dieser Brief enthält Alles, was mir zu wissen nöthig, um mich über meine Stellung zu belehren, aber auch über das, was mir zu thun obliegt. Ich besitze nichts mehr, als meine Ehre, und diese, Herr Graf, werde ich zu wahren wissen. Sie haben mich wahrlich nicht gekannt, daß Sie auf so großen Umwegen Ihr Ziel zu erreichen suchen; ein Wort hätte genügt, und ich würde zuerst die Scheidung beantragt haben, die zur Verfolgung Ihrer Pläne so nöthig ist. Ich verlasse zu dieser Stunde noch Ihren Palast, den ich eigentlich nie hätte betreten sollen — und wie groß auch das Opfer sei, das ich bringen muß, nichts wird mich bewegen, wieder zurückzukehren. Unsere Ehe hat dem Wesen nach nie bestanden, die Form wird mein Vater zu vernichten wissen. Begleiten Sie mich nicht, denn Sie haben keine Rechte [illegible]“

Julia verschwand zwischen [illegible]

„Eleonor war wie vernicht[illegible]
der jungen Frau zu folgen.

„Sie hat Recht!“ rief er nach einer Pause aus. „Ich kann und darf sie nicht zurückhalten. Da sie freiwillig zu ihrem Vater zurückgekehrt, mag sie dort bleiben, bis die Familie del Dongo ihre Angelegenheit geordnet hat. Ascanio darf hoffen, denn ihr fester Charakter wird selbst einen Confessionswechsel nicht verschmähen, um den Bruch einer solchen Heirath zu ermöglichen.“

Träumend durchirrte Eleonor die dunkeln Wege des Parks. Als er nach einer halben Stunde den Palast betrat, ging er unwillkührlich an den Zimmern vorüber, die Julia bewohnte. Eine seltsame, ängstliche Neugierde trieb ihn, zu erfahren, was sie beginnen würde. Da trat ihm die Kammerfrau entgegen.

„Wo ist die Gräfin?“ fragte er schüchtern.

„Sie ist so eben nach dem Platze Maggiore gegangen, gnädiger Herr.“

„Zu Fuß?“

„Sie wollte sich der Equipage nicht bedienen.“

„Hat sie keinen Auftrag zurückgelassen?“

„Ich [illegible] ihre Garderobe packen, und sie ihr

[illegible]

[illegible] e er, „wie benahm sich meine

Die Kammerfrau zögerte mit der Antwort.

Der Graf zog sie in das Vorzimmer.

„Sei offen, Lisa, ich muß Alles wissen! Du hast das Vertrauen meiner seligen Mutter besessen, ich darf Dir auch das meine schenken.“

„Ach, Herr Graf,“ sagte Lisa, „so sehr mich Ihre plötzliche Heirath mit der Tochter des Juweliers auch überrascht hat, eben so erfreulich war sie mir, als ich die junge Dame näher kennen lernte. Sie ist einfach und schlicht, aber ein Engel an Tugend und Herzensgüte.“

„Weiter, Lisa, weiter!“ rief Eleonor, der diese Lobeserhebungen kaum ertragen konnte.

„Ich befand mich in dem Zimmer, als sie vor ungefähr einer halben Stunde eintrat. Sie war so aufgeregt, daß sie meine Gegenwart nicht bemerkte. Laut schluchzend warf sie sich auf einen Stuhl, und bedeckte ihr Gesicht mit dem weißen Tuche. Ach, es war mir unmöglich, sie um den Grund ihres Schmerzes zu befragen, denn schon bei dem Anblicke der Weinenden allein traten auch mir die Thränen in die Augen. Endlich bemerkte sie mich. Sie erhob sich, trocknete rasch ihre Thränen und bat mich in einem rührenden Tone, ihr Hut

und Mantel zu holen. Ich führte natürlich den Befehl aus. Als ich ihre Toilette vollendet hatte, reichte sie mir die Hand, dankte für meine Dienste, drückte mir eine Börse mit Geld in die Hand, und gab mir Auftrag, ihre Garderobe zu packen und nachzusenden. Ich wollte den Wagen bestellen — lassen Sie das, rief sie aus, ich kann den kleinen Weg bis zum Hause meines Vaters schon zu Fuß zurücklegen. Ohne weiter ein Wort zu äußern, entfernte sie sich. Ich begleitete sie bis zu dem Portale. In dem Vestibül trat ihr der alte Juwelier entgegen, der seine Tochter besuchen wollte. Vater, rief sie, indem sie sich an seine Brust warf, nimm mich wieder zu Dir, Dein Kind ist verrathen und verlassen, es muß sich unter das väterliche Dach zurückflüchten! Am Arme des Greises verließ sie den Palast. Traurig sah ich ihr noch einige Augenblicke nach, bis sie hinter den Bäumen des Platzes verschwand, dann kehrte ich zurück, und der Herr Graf begegnete mir."

Eleonor stand sinnend vor der Kammerfrau; seltsame Gefühle stiegen in seiner Brust empor.

„Was soll ich thun, Herr Graf?" fragte die Kammerfrau.

„Hier ist keine Wahl!“ antwortete er in gewaltsamer Fassung. „Du führst den erhaltenen Befehl rasch und pünktlich aus.“

Die alte Lisa wich bestürzt zurück.

„Haben Sie auch Alles überlegt?“ fragte sie schmerzlich.

„Es ist meine Pflicht, Lisa, glaube mir! Könnte ich anders handeln, ich würde mein Vermögen darum geben. Trage Sorge, daß nichts zurückbleibe, was der jungen Frau angehört. Aber sei verschwiegen, noch ist es nicht Zeit, daß über diese traurige Angelegenheit gesprochen werde.“

Eleonor betrat nun das Zimmer Julia's. Sinnend ließ er sich in dem Sessel nieder, in welchem er sie bei der Rückkehr von seiner Reise schlafend angetroffen hatte. Alle Erlebnisse der letzten Zeit gingen an seinem innern Blicke vorüber. Er sah die reizende Schläferin, hörte ihre Worte und empfand noch einmal den Eindruck, den sie auf ihn ausgeübt.

„An wen dachte sie, als sie schlafend die Worte sprach, ich liebe Dich? O, welche Thorheit, daß ich noch darüber nachsinne. Ich bin ein Mann, und muß meine Gedanken auf ernstere Gegenstände

richten, als mich in anmaßenden Muthmaßungen zu erschöpfen, die nur dazu dienen, mich aufzuregen. Julia besitzt alle Eigenschaften, einen Mann zu beglücken — aber mir darf sie nicht angehören. Sie sprach von der Wahrung ihrer Ehre — soll ich schwächer sein als sie, und die meinige preisgeben, die ich verpfändet habe? Julia kann mich nicht lieben, wir sind uns zu fremd. Sie weinte, als sie mein Haus verließ — diese Thränen weinte nicht die Liebe, sondern der gekränkte Stolz. Was verliert sie, wenn sie aufhört, die Gattin eines Malatesti zu sein, um die eines del Dongo zu werden? Beide Familien sind gleich edel, und der weibliche Stolz findet wieder seine Befriedigung. Aber unerklärlich bleibt mir, wer ihr voreilig die wahre Sachlage mitgetheilt hat. Es ist offenbar geschehen, um mich in der Meinung Julia's herabzusetzen, und kein anderer als Ascanio kann ihr meinen Brief eingehändigt haben. O, das sieht ihm ähnlich, denn der arme Mensch ist rasend verliebt! Ich fürchte, mir wird es nicht besser ergehen, wenn ich mich nicht bald mit ernsten Geschäften befasse."

In dem Augenblicke, als er sich erhob, trat ein Diener ein.

„Was giebt's?“ fragte Eleonor hastig, der, trotz seines Vorsatzes, dennoch eine Nachricht von ihr mit Sehnsucht erwartete.

„Draußen steht ein junges Mädchen, es fragt nach der Frau Gräfin von Malatesti.“

„Sie ist nicht zu sprechen.“

„Das sagte ich dem Mädchen; allein es meinte, ich möge nur den Namen Gianina nennen, und man würde ihr den Eintritt nicht verweigern.“

„Gianina, die ergebene Freundin Julia's!“ dachte der Graf. „Sage ihr, die Gräfin befände sich bei ihrem Vater.“

Der Diener entfernte sich; aber in der nächsten Minute schon trat er wieder ein.

„Gnädiger Herr, Gianina will durchaus dieses Zimmer betreten, auch wenn die Frau Gräfin nicht zu Hause ist. Sie sei diesen Morgen hier gewesen, und habe etwas vergessen, das sie suchen wollte.“

„So mag sie eintreten!“ befahl Eleonor, der die Hoffnung hegte, von der Vertrauten seiner Frau etwas zu erfahren, das ihm Aufschlüsse über ihr Verhältniß zu Ascanio geben könne. Ein unbestimmtes Gefühl trieb ihn dazu an.

Gianina erschien. Sie war hoch roth vom raschen Gehen, und ihre Blicke verriethen eine große Unruhe. Als sie den jungen Grafen erblickte, erschrack sie.

„Verzeihung, gnädiger Herr, ich suche —"

„Meine Frau?" fragte Eleonor so ruhig, als es ihm möglich war.

„Ja!" flüsterte Gianina, indem sie scheu ihre Blicke über den Fußteppich und die Möbel des Zimmers schweifen ließ.

„Ich habe Dir sagen lassen, mein Kind, daß sie bei ihrem Vater ist."

„Ja, das haben Sie, Herr Graf, indeß —"

„Nun, was siehst Du Dich so schüchtern um?"

„Nirgends, nirgends!" flüsterte die junge Frau, und eine schmerzliche Besorgniß sprach sich in ihren Zügen aus. „Herr Graf, ich besuchte diesen Morgen meine Freundin — die Frau Gräfin wollte ich sagen — und da habe ich ein Papier verloren — an dessen Wiedererlangung mir sehr viel liegt. Hier sehe ich es nicht — erlauben Sie mir, daß ich in die Wohnung Signor Montoni's gehe — vielleicht hat es Julia — die Frau Gräfin wollte ich sagen — gefunden."

„Bleibe, Gianina!“

Die junge Frau blieb stehen.

„Vielleicht kann ich Dir Auskunft über das Papier geben.“

„Sie, Herr Graf?“ fragte Gianina in der höchsten Verlegenheit. „Das glaube ich kaum.“

„Es kommt darauf an. In diesem Zimmer hat man ein Papier gefunden.“

„Wer?“ fragte sie hastig. „Wer hat es gefunden?“

„Ich glaube, meine Frau.“

„Mein Gott! Nun,“ sagte Gianina, indem sie sich zu fassen suchte, „es fragt sich, ob es das rechte ist.“

„Sie will ausweichen,“ dachte Eleonor; „aber ich lasse sie nicht, denn ich erfahre jetzt, wie der Brief in Julia's Hände gekommen ist. Welche Form hatte das Papier?“ fragte er laut.

Gianina überlegte, daß es nicht gerathen sei, offen mit der Sprache herauszugehen, bevor sie nicht wußte, ob der verlorene Brief in Julia's Hände gekommen sei. Die Inquisition des Grafen hielt sie für eine Folge der Eifersucht, denn sie zweifelte nicht daran, daß er, nachdem er seine Frau

kennen gelernt, sie lieben müsse. Ihr lag Alles daran, daß die arme Julia von dem Inhalte des Briefs nichts erfahre.

„Welche Form hatte das Papier, das man hier gefunden haben will?" fragte Gianina in ihrer kecken Offenheit.

„Die eines Briefes."

„Ganz recht."

„Nun?" fragte Eleonor, indem er Gianina forschend anblickte.

Sie ließ sich nicht mehr aus der Fassung bringen, da sie annahm, der Graf selbst sei in dem Besitze des Papiers.

„Ist der Finder ein ehrlicher Mensch," sagte sie in einer reizenden Impertinenz, „so giebt er mir das Gefundene zurück, oder er vernichtet es, wozu ich ihm hiermit die Erlaubniß ertheile."

Diese Aeußerung gab dem Grafen Aufschluß über den ganzen Zusammenhang der Sache. Gianina hatte den Brief verloren, und Julia hatte ihn gefunden. Er erinnerte sich, daß er Pepito die Antwort auf Ascanio's Brief zur Besorgung übergeben. Der Schließer mußte ihn also nicht an die Adresse, sondern an Gianina befördert haben. Hierbei regte

sich der Verdacht, daß Ascanio seine Hand im Spiele haben könne.

Eleonor holte den zerknitterten Brief aus der Brusttasche seines Rocks.

„Ist es dieser?“ fragte er mit einem scharfen Blicke.

Gianina trat näher. Kaum hatte sie den Brief erkannt, als sie ihn dem Grafen aus der Hand riß.

„Mein Eigenthum!“ rief sie. „Und damit diese unglückseligen Zeilen nicht unter die Augen einer Person kommen, die sie nie sehen dürfen, so will ich sie auf der Stelle vernichten.“

Hastig zerriß sie den Brief, und steckte die einzelnen Stücke in die Tasche ihrer Schürze.

„So,“ fügte sie hinzu, „nun kann ich ruhig sein. Und Sie, Herr Graf, werden hoffentlich gegen diese Vernichtung nichts einzuwenden haben. Verzeihung, daß ich störte.“

„Halt, Gianina, unsere Unterredung ist noch nicht zu Ende.“

Die junge Frau blieb an der Thür stehen.

„Was befehlen Sie noch, Herr Graf?“

„Du hast Dir erlaubt, einen Brief zu unter-

schlagen, den ich an den Grafen Ascanio del Dongo gerichtet hatte. Kennst Du auch die Strafe, die darauf steht? Unberufenes Eindrängen in die Geheimnisse Anderer bestraft man mit dem Zuchthause. Es kostet ein Wort, und Dein Mann, dem ich diesen Brief anvertraute, wird mit Schimpf und Schande von seinem Posten gejagt."

Gianina ward feuerroth vor Zorn.

„Ei, Herr Graf," rief sie mit bebender Stimme, „mir drohen Sie mit dem Zuchthause, und meinen Mann wollen Sie vom Amte bringen? Da sieht man wieder einmal recht den großen Herrn! Sobald sie die armen, unbedeutenden Leute nicht mehr gebrauchen, sind sie übermüthig und treten sie mit Füßen. Nun sehe man einmal — Davonjagen mit Schimpf und Schande, Eindrängen in fremde Geheimnisse und Zuchthaus — sollte man nicht glauben, daß mein Mann und ich die abscheulichsten Verbrecher wären? Es wäre Ihnen wohl recht lieb, wenn man uns so mir nichts Dir nichts beseitigte, damit keiner die saubere Gefängnißheirath des Herrn Grafen von Malatesti erführe, oder damit doch wenigstens die Zungen zum Schweigen gebracht würden, die über gewisse Dinge Auskunft

geben könnten. Mein Mann und ich sind ehrliche Leute, wir wissen zwar, daß die arme Julia hintergangen ist, aber wir sagen kein Wort darüber, und sorgen dafür, daß auch die Betrogene nichts erfährt. Wäre ich sonst wohl hierhergekommen, um den unglücklichen Brief zu suchen? Herr Ascanio gab ihn mir für meine Freundin, sie sollte daraus ersehen, daß sie nicht für immer an den Mann gefesselt sei, den sie nicht liebte, und daß sie bald seine Frau werden könne. Heilige Jungfrau, was ist das für eine heillose Verwirrung! Soviel kann ich Ihnen sagen, Herr Graf, Julia heirathet eben so wenig Herrn Ascanio, als Pepito von seinem Posten gejagt wird, und meine kleine Person in das Zuchthaus kommt. Und wäre ich an Julia's Stelle, so würde ich mich von Ihnen trennen, selbst wenn sie auf den Knien vor mir lägen und ewige Liebe schwüren. Der leichtsinnige Herr Ascanio mag sich nur nicht einbilden, daß Julia, das schönste Mädchen vom Parma, ihn liebt — sie liebt schon lange einen ganz andern."

„Wen liebt sie? Wen liebt sie?" rief hastig der Graf.

„Ich habe keinen Auftrag, es Ihnen zu sagen,"

und da Zuchthausstrafe auf das Eindringen in anderer Leute Geheimniß steht, werde ich mich wohl hüten, es zu verrathen. Jetzt wissen Sie meine Meinung, Herr Graf, und nun leben Sie wohl!"

Gianina entschlüpfte durch die Thür. Als der Graf den Corridor betrat, um ihr nachzurufen, war sie schon verschwunden. Mißmuthig betrat er sein Zimmer, das er erst gegen Abend wieder verließ, um einen Spaziergang durch den Stradone zu machen.

Viertes Kapitel.

Am folgenden Morgen fuhr eine Equipage vor das Haus Montoni's. Ein langer hagerer Mann stieg aus, befahl dem Kutscher zu warten, und trat dann in den Juwelierladen. Der alte Commis fragte höflich nach den Wünschen des vornehmen Besuchs.

„Ich komme, antwortete der lange Mann, nicht um zu kaufen, sondern um mit Herrn Montoni zu sprechen. Melden Sie ihm, daß Rocheval, der Intendant und Geschäftsträger des Herrn Grafen del Dongo, um eine Unterredung bitten lasse."

„Mein Herr ist nicht zu Hause, Signor!"

„Wann glauben Sie, daß er zurückkehren wird?" fragte der Intendant.

„Vielleicht den ganzen Sommer nicht."

„Wie?" rief der lange Mann fast erschreckt.

„Herr Montoni ist leidend, und darum hat er sich auf sein Landhaus zurückgezogen.“

„Wie fatal!“ murmelte Rocheval. „Die Angelegenheit, die mich zu ihm führt, ist so dringend und wichtig.“

„Dann wüßte ich weiter keinen Rath, Signor, als daß sie schreiben, und mir den Brief anvertrauen; in diesem Falle erhält Herr Montoni noch heute Kenntniß —“

„Das nützt mir nicht, ich muß selbst mit ihm reden. Sie sagen, er erhielte heute noch Kenntniß?“

„Ja, ich sende einen Boten ab.“

„Dann muß das Landhaus nicht weit von Parma liegen?“

„Zwei Stunden, Signor.“

„Wo?“

„Ganz in der Nähe des herzoglichen Lustschlosses Colorno. Der Park des Schlosses ist von dem Garten meines Herrn durch eine Mauer getrennt.“

„Ich kenne die Gegend,“ sagte lächelnd der Intendant. „Da mein Wagen vor der Thür steht, werde ich hinausfahren.“

„Herr Montoni wird Sie mit Vergnügen empfangen, zweifeln Sie nicht daran."

Der lange Mann grüßte, und entfernte sich. Ehe er in den Wagen stieg, ertheilte er dem Kutscher den Befehl, nach dem herzoglichen Lustschlosse Colorno zu fahren.

„Wann können wir dort sein?"

„Ehe eine Stunde vergeht."

„Gut, so treibe die Pferde an."

Der Wagen rollte fort. Auf einer ebenen, gut gehaltenen Straße gelangte er in der bezeichneten Frist bei den ersten Umgebungen des Lustschlosses an. In einem Wäldchen ließ Rocheval den Wagen halten, und stieg aus. Er war der Ansicht, den Juwelier geräuschlos zu überraschen, weil es möglich sei, daß der seltsame Mann, ein eingefleischter Carbonaro, den vornehmen Besuch abweisen könne.

„Bin ich einmal bei ihm, so muß er mich hören, und hat er mich gehört, so wird er zufrieden sein."

Eine schattige Allee führte zu dem Thore des prachtvollen Lustschlosses. Zwei Soldaten standen als Posten vor dem hohen Eisengitter. Rocheval

schlug einen Seitenweg ein, der an der Parma entlang führte, und bald sah er ein reizendes Landhaus durch die Büsche schimmern, das durch den kleinen Fluß von dem Wege getrennt ward. Eine zierliche Brücke verband beide Ufer. Rocheval überschritt diese Brücke, öffnete ein elegantes Gitterthor mit vergoldeten Spitzen, und trat in einen prachtvollen, ausgedehnten Garten. Aus den reizenden Boskets ragte das glatte Dach der Villa empor.

„Wenn dies die Besitzung des Juweliers ist, so ist er der Mann, der den Herrn Grafen del Dongo helfen kann. Ueberzeugen wir uns."

Er rief einen Gartenarbeiter na, der vorüberging.

„Freund, wem gehört dieses Landhaus?"

„Signor Montoni," war die Antwort.

„Wohnt er jetzt hier?"

„Seit gestern Abend. Seine Tochter, Signora Julia, ist mit ihm zugleich angekommen."

Der Interdant war erstaunt über diese Nachricht.

„Morbleu," dachte der Franzose, „Eleonor von Malatesti ist ein gewissenhafter Freund; er läßt seine reizende Frau, die eigentlich nicht seine Frau

ist, auf das Land gehen — wahrscheinlich fühlt er sich nicht stark genug, ihren Reizen zu widerstehen, oder Julia selbst hat die Veranlassung dazu gegeben. Gleichviel, die Aussichten gestalten sich günstig, man wird mir ohne Zweifel die Hand bieten, um die Scheidung zu bewirken. Die Zeit drängt, oder richtiger die Gläubiger drängen den Grafen del Dongo — die Tochter des Juweliers muß ihm so rasch als möglich ihr Vermögen zubringen. Vernichte ich die erste Heirath, und bringe ich die zweite zu Stande, so bin ich ein unabhängiger Mann. Gehen wir keck und listig an das Werk."

Rocheval stand vor dem Landhause.

Alles war still; weder in dem Hause selbst, noch in dessen Umgebung ließ sich ein Geräusch vernehmen. Die farbigen Marquisen der Fenster waren herabgelassen, und die Hausthür, zu der eine breite Marmortreppe führte, war geschlossen. Rocheval betrat die Veranda, die einen kleinen Seitenflügel mit dem Hauptgebäude verband. In der offenen Halle, deren Säulen großblättrige Schlingpflanzen umwanden, standen zierliche Tische und Stühle, wohlgeordnet; prachtvolle exotische Gewächse in großen Kübeln waren terrassenförmig aufgestellt, so daß

sie eine undurchdringliche Blätterwand bildeten. Aber nirgends zeigte sich ein Mensch, nirgends ließ sich ein Geräusch vernehmen, die reizenden Räume schienen unbewohnt zu sein.

Der Intendant des Grafen del Dongo stand unschlüssig da, er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich durchschritt er die Veranda, und betrat das Seitengebäude, weil er voraussetzte, daß sich hier die Domestiken befinden müßten. Der ganze Raum dieses Seitengebäudes bildete einen reizenden Gartensaal; der Veranda gegenüber befand sich eine Terrasse, die von einem Zeltdache beschattet ward, und die Aussicht über einen Theil des herzoglichen Parks gewährte, zugleich aber auch über den großen Garten, der zu dem Landhause gehörte. Von hier aus bemerkte der Intendant, daß er durch ein Hinterthor in den Garten gelangt war, und daß sich der Haupteingang auf der entgegengesetzten Seite befand. Von der Terrasse aus führte eine breite Allee zu dem Gitter, und in dieser Allee sah er zwei Personen dem Hause zu kommen. Rochwal erkannte den Juwelier und eine Dame. Beide schienen ein eifriges Gespräch zu unterhalten.

„Was beginne ich?“ fragte sich der Intendant.

„Meine Angelegenheit erfordert eine lange Unterredung — die Vorsicht gebietet, daß ich warte, bis diese Frau abgefertigt sein wird, die offenbar eine Fremde ist, denn ihre Toilette verräth es. Sie werden das Landhaus betreten — ich lasse sie vorüber, ohne daß sie mich bemerken, mache dann einen Spaziergang durch den Park, und stelle mich später dem Juwelier vor."

Montoni und die Dame hatten bereits die erste Stufe der Terrasse betreten. Wollte Rocheval nicht gesehen werden, so mußte er zur Seite in ein kleines luftiges Kabinet treten, das durch buntgestreifte Leinwand gebildet ward, und nach außen hin offen war. Von dem Saale ward es durch einen grünen Vorhang getrennt.

Kaum hatte sich Rocheval verborgen, als die beiden Personen den Saal betraten. Montoni schloß die Glasthür der Terrasse. Der Lauscher bemerkte zu seinem Schrecken, daß der Saal zum Orte der Unterredung ausersehen war, denn der Besitzer des Landhauses führte den Besuch zu einem Sopha, und nahm ihr dienstfertig Shawl und Hut ab.

Rocheval, der nicht zum ersten Male den Lauscher spielte, hatte sich rasch in seine Lage gefunden.

Instinktartig überließ er sich seiner Neugierde, setzte sich leise auf einen Stuhl, und lugte durch eine der Falten des Vorhangs. Da das Sopha dem Kabinet gegenüber stand, so konnte er die Frau genau beobachten. Ein Blick genügte, um die volle Aufmerksamkeit des Intendanten zu fesseln.

Die Frau, die der Juwelier eingeführt, hatte ein gelbes, knochiges Gesicht mit einer großen Adlernase, einem spitzen Kinne, und einer hohen hervorragenden Stirn. Die bereits durchfurchten Wangen, deren rechte eine große schwarze Warze zeigte, waren eingefallen. Ueber den tiefliegenden dunkeln Augen, die wie Kohlen blitzten, lagen starke, schwarze Brauen. Eine rabenschwarze künstlich gearbeitete Perücke ließ eine Fülle von Locken zu beiden Seiten des Gesichts herabfallen. Die starken Flechten, augenscheinlich von falschem Haar, wurden durch blitzende Brillantnadeln zusammengehalten. Ueber dem Munde zeigte sich der Schatten eines Schnurbarts, und öffneten sich die schmalen, farblosen Lippen, so sah man zwei Reihen schimmernd weißer Emaillezähne. Der magere, ebenfalls starkknochige Körper war in schwarze Seide gekleidet. An dem gelben, magern Halse hing eine schwere Goldkette

mit einem in Diamanten gefaßten Medaillon. Auf dem eingefallenen Busen schimmerte eine kostbare Brosche. Die derbe Taille umschloß ein Gürtel mit einer großen goldenen Schnalle, an dem durch einen langen Hacken eine kostbare Uhr befestigt war. Die Toilette dieser vielleicht einige fünfzig Jahre alten Frau war überaus reich, aber widerwärtig auf dem alten, häßlichen Körper.

Der Juwelier Montoni schien nicht sehr erfreut zu sein über diesen Besuch, denn mit ernsten Mienen erfüllte er die Pflichten der Höflichkeit. Nachdem er Hut und Shawl auf einen Sessel gelegt, nahm er neben der Dame seinen Platz.

„Nach Ihrem letzten Briefe, Signora Firmiani, konnte ich Sie erst zum Herbste erwarten; ich bin erfreut über Ihre unverhoffte Ankunft, und bedauere nur, daß ich so wenig auf Ihren Empfang vorbereitet war."

„Beunruhigen Sie sich nicht, mein Freund," antwortete Signora Firmiani mit einer tiefen Altstimme; „es ist mir lieb, wenn die wenig Stunden meiner Anwesenheit völlig geräuschlos vorübergehen. Besprechen wir unsere Angelegenheiten, und diesen Abend setze ich meine Reise fort, denn man erwar-

tet mich an einem bestimmten Tage in Paris. Wo ist Julia?"

„Sie hat kurz vor Ihrer Ankunft einen Spaziergang durch das benachbarte Wäldchen unternommen — ihre Lieblingspartie, wenn sie sich auf dem Lande befindet," antwortete der Juwelier. „Sie kehrt zwar gewöhnlich nach einer Stunde zurück — aber ich werde einen Boten absenden."

„Nein, nein," sagte die alte Dame, „stören Sie das gute Kind nicht; ordnen wir bis dahin unsere Angelegenheiten, und ich kann mich dann um so mehr ihres Wiedersehens freuen."

„Ich füge mich gern Ihren Wünschen!"

Madame Firmiani ließ ihre stechenden Blicke durch den Saal schweifen.

„Kann man uns hier belauschen?"

Montoni schloß die Thür, die zu der Veranda führte. Indem er seinen Platz wieder einnahm, sagte er:

„Die Domestiken befinden sich in dem Hauptgebäude, wir können hier ohne Rückhalt reden."

„Gut, so hören Sie mich an."

Madame Firmiani zog ein kostbares, ziemlich großes Flacon hervor, hielt es einige Augenblicke

unter ihre Adlernase, und schlürfte behaglich den Duft ein, wie ein leidenschaftlicher Schnupfer den Taback. Neu gestärkt begann sie:

„Ich komme auf die früheste Zeit unserer Bekanntschaft zurück, theils um Ihnen einzelne wichtige Dinge mitzutheilen, die Ihnen unbekannt geblieben, theils um Ihnen zu zeigen, daß meine heutige Forderung nicht eine eigensinnige, sondern daß sie durch die Entwickelung der Verhältnisse bedingt ist. Ich glaube Ihnen gegenüber hierdurch einer Pflicht zu genügen, denn ich weiß, was ich Ihnen zu danken habe."

„Bedarf es dieser Erinnerung?" rief Montoni.

„Sie werden sehen."

Der Juwelier schien sich in Geduld zu fassen; er kreuzte die Arme, und hörte zu.

„Es ist wohl länger als zwanzig Jahre her, daß man mich einmal schön nannte — nun, Sie haben mich gesehen, es bedarf keines Beweises," sagte Signora Firmiani lächelnd, als ob sie sich ihrer gegenwärtigen Häßlichkeit bewußt sei.

„Ja, Signora, ich sah Sie als eins der schönsten Mädchen von Rom, die zu jener Zeit unter den Augen Sankt-Peters wandelten, wenn Sie auch

vor dem Heiligen keine Gnade fanden. Sie bewohnten eine prachtvolle Villa vor der Porta del popolo, und waren allgemein unter dem Namen der reichen, schönen Leontine bekannt. Ich kam in dem Auftrage meines Prinzipals, um Ihnen ein reiches Geschmeide zu überbringen, das ein vornehmer Herr für Sie gekauft hatte. Damals war ich nur ein armer Arbeiter, der seine armen Eltern, die eine alte Baracke an der Tiber bewohnten, kümmerlich ernähren konnte. Sie hatten Mitleiden mit mir, und wie Sie mir Anfangs einige Geldstücke schenkten, so schenkten Sie mir später ihr Vertrauen, dessen ich mich nach Kräften würdig zu zeigen suchte," fügte Herr Montoni etwas gereizt hinzu. „Ich vergesse nie, daß Sie oft als ein rettender Engel meiner kranken Mutter erschienen sind, und daß Sie mich in den Stand setzten, ihr eine freundliche, gesunde Wohnung zu schaffen, so daß die Kranke in kurzer Zeit genas."

„Mein Freund, es war nicht meine Absicht, Sie daran zu erinnern; ich erwähnte jener Zeit, um Ihnen bei dieser Gelegenheit zu sagen, daß ich ein Jahr früher, ehe Sie mich kennen lernten, mit meinem Vater ein schmutziges Haus in dem Ghetto

von Rom bewohnte, daß mein Vater, ein orthodoxer Jude, mich wie eine Gefangene eingesperrt hielt, und daß ich nur am Sabbath frische Luft schöpfen konnte, wenn der starre Greis mich an der Tiber spazieren führte."

„Sie, Signora?" fragte Montoni überrascht.

„Ja, Signor Montoni, die schöne Leontine, die Sie in einer glänzenden Villa erblickten, war die Tochter eines alten Juden, obgleich man sie für den Typus römischer Schönheit hielt. Bevor sie das Landhaus vor der Porta del popolo bezog, wohnte sie unter dem Namen Lea in dem Ghetto, wo sie jeden Abend eingesperrt ward. Und wie ich damals Jüdin war, so bin ich es auch heute noch. Sie sehen mich verwundert an, mein Freund?" fragte sie lächelnd, wobei sich starke Furchen in ihrem Gesichte bildeten und die großen, weißen Emaillezähne sichtbar wurden. „Es liegt in unserm Stamme, daß wir früh altern und daß die Schönheit sich in eine auffallende Häßlichkeit verwandelt. Sagen Sie mir nichts — es ist dies eine Bemerkung, die ich an vielen Jüdinnen gemacht habe, und wenn ich in meiner Jugend danach trachtete, mir einigen Reichthum zu erwerben, so fand dies Bestreben in der

Ueberzeugung seinen Grund, daß sich um die alte, häßliche Jüdin kein Mensch mehr kümmern würde, selbst die Leute nicht, die einst vor ihr auf den Knien lagen und in süßen Tönen ewige Liebe schworen. Mag man mich immerhin der jüdischen Spekulation zeihen, mag man immerhin sagen, die schöne Leontine hat mit ihren Reizen Wucher getrieben — was kümmert das Signora Firmiani, die ganz richtig vorausgesehen? Ich müßte heute vielleicht einen armseligen Trödelhandel in Rom treiben oder die Synagoge fegen, wenn ich anders gedacht und gehandelt hätte."

„Signora, wozu diese Erinnerungen!" sagte der verwunderte Juwelier.

„Sie werden es gleich sehen, lieber Freund. Sie kamen also zu mir in die Villa, brachten die Edelsteine und Schmucksachen, die ein reicher Mann bei Ihrem Herrn für mich gekauft hatte, erregten mein Interesse, wurden zuerst mein Freund, später mein Vertrauter, und zuletzt führten Sie mich zu Ihrer alten Mutter, die kümmerlich von dem gelebt hatte, was ihr braver Sohn durch seinen Fleiß erwarb."

„Und die schöne Leontine setzte mich in den

Stand, selbst einen kleinen Laden zu etabliren, damit ich mich dem Drucke meines geizigen Herrn entziehen, und das genießen konnte, was ich verdiente. Ich vergesse nie, Signora Firmiani, daß Sie die Gründerin meines Glücks sind."

„Das erwartete ich von dem braven jungen Manne, und erwarte es heute noch von dem reichen Signor Montoni. Kommen wir dahin zurück, wo wir stehen geblieben. Sie hatten also Ihren Laden eröffnet, und ich führte Ihnen mittelbar und unmittelbar die reichsten Käufer zu, so daß sie bald ein gesuchter Mann wurden. Um diese Zeit übergab ich Ihrer Mutter, die sich nun eines bequemen und sorgenfreien Lebens erfreuete, ein kleines dreijähriges Mädchen zur Erziehung. Da Sie meinen Wohlthätigkeitssinn kannten, so glaubten Sie der Angabe, daß die kleine Julia die Tochter meines Bruders sei, der plötzlich, nachdem er ein Jahr zuvor seine Frau verloren, gestorben war. Das Kind fand, was es bedurfte: eine liebevolle Pflege und eine gute Erziehung. Ich verließ damals Rom auf drei Jahre."

„Nachdem Sie mir dreitausend Dukaten Kostgeld für Julia eingehändigt hatten."

„Ganz recht.“

„Ich weigerte mich, diese Summe anzunehmen, da ich Ihnen bereits meine ganze Existenz verdankte; Sie aber forderten, daß ich das Geld in meinem Geschäfte für Julia anlegen, und auf diese Weise ihre Zukunft sichern sollte. Als Sie nach drei Jahren zurückkehrten, legte ich Rechnung ab, und aus den dreitausend Ducaten waren fünftausend geworden.“

„Dies veranlaßte mich, Ihnen den größten Theil meines Vermögens anzuvertrauen, und Ihnen Julia als Pflegetochter zu übergeben.“

„Unter der Bedingung, daß ich nach Parma übersiedelte. Ich fragte weiter nicht nach dem Grunde, sondern fügte mich Ihrem Wunsche, zumal da ich als Geschäftsmann einsah, daß diese Ortsveränderung nur heilsam sein könne. Julia hatte sich gewöhnt, mich als ihren Vater, und meine alte Mutter als ihre Großmutter zu betrachten. Sie erlaubten es nicht nur, das liebliche Mädchen in diesem Glauben zu lassen, Sie forderten mich selbst dazu auf. Seit dieser Zeit kümmerten Sie sich nicht mehr um das fröhlich emporblühende Kind, Sie forderten nur von Zeit zu Zeit eine Rechnungs-

ablage, die ich Ihnen schriftlich einsandte, und vermieden es selbst, mein Haus zu betreten, wenn Sie auf Ihren Reisen durch Parma kamen. Seit sechs Jahren habe ich nichts von Ihnen gehört, und schon fürchtete ich, daß Sie das Zeitliche gesegnet hätten, als ich vor Kurzem einen Brief erhielt, worin Sie mir ankündigten, daß Sie jetzt Madame Firmiani seien und in einem Monate nach Parma kommen würden, um mit mir eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Da sich diese Besprechung auf nichts anderes, als auf unser gemeinschaftliches Geschäft beziehen kann, so habe ich Bücher, Papiere und Kasse geordnet, und sobald mein Buchhalter eintrifft, nach dem ich auf der Stelle senden werde, bin ich im Stande, Ihnen eine völlige Uebersicht zu gewähren, und Ihnen eine Summe von ungefähr hunderttausend Ducaten zur Verfügung zu stellen."

Der versteckte Intendant des Grafen del Dongo erstaunte über den Reichthum des Juweliers.

„Wenn Julia," dachte er, „eine Mitgift mütterlicher Seits von hunderttausend Ducaten erhält, und ich kann wohl annehmen, daß Signora Firmiani als Mutter an ihr handelt, so läßt sich auf

eine gleiche Summe rechnen, die der Juwelier in Grundstücken besitzt. Die Sachen stehen vortrefflich! Doch Geduld, ich will erst den Verlauf dieser wichtigen Unterhaltung abwarten."

Herr Rocheval kauerte sich auf seinem Stuhle nieder, und fuhr fort zu lauschen.

Signora Firmiani lächelte über die Bereitwilligkeit Montoni's.

„Ich habe nie an Ihrem Eifer, das Ihnen anvertraute Gold zu vermehren, und an Ihren redlichen Gesinnungen gegen mich gezweifelt," sagte sie in einem milden Tone; „aber, obgleich die betreffenden Summen bedeutend sind, so bilden sie dennoch nicht den Hauptgegenstand der Unterredung, die ich mir von Ihnen erbeten habe. Das Herz der alten Jüdin, Signor Montoni, hängt weniger an dem eiteln Mammon, als an Julia. Sie haben nicht mein Vermögen, sondern das des jungen Mädchens verwaltet, mit ihr also werden Sie abrechnen müssen, wenn Sie es einmal wollen. Ich bin reich genug, um meine letzten Tage sorglos verleben zu können; aber um diesen Zweck zu erreichen, um nicht mit Reue auf die Vergangenheit zurückzublicken, muß ich das Glück Julia's vollkom=

men gesichert sehen, und ich habe mich in der letzten Zeit mit ihrem Glücke lebhaft beschäftigt."

„Wie?" fragte Montoni erstaunt. „Haben Sie vielleicht etwas unternommen —?"

„Ja."

„Und was?"

„Ich habe daran gedacht, Julia zu verheirathen. Die Sache ist so gut als abgemacht."

Montoni wiegte nachdenkend den Kopf und murmelte:

„Erlauben Sie mir, daß ich daran zweifele."

„Woran zweifeln Sie?" fragte Signora Firmiani auffahrend.

„Daß die Heirath, die Sie projektiren, so gut als abgemacht ist," antwortete ruhig der Juwelier.

„Signor Montoni, ich hoffe, Sie werden mich bei meinem Plane unterstützen."

„Wenn ich kann."

„Julia betrachtet Sie als Ihren Vater."

„Und weiß nichts von ihrer Mutter."

„So wird sie heute noch ihre Mutter kennen lernen!" rief die Jüdin.

Der Juwelier blickte empor.

„Signora," sagte er fest, „Julia ist heute nicht

meine leibliche Tochter, aber sie ist die Tochter meines Herzens. Ich liebe sie wie mein eigenes Kind, und sie findet in dieser Liebe ein Glück, das nie zerstört werden sollte, denn sie ist dessen im hohen Grade würdig. Ich erzog sie mit Sorgfalt, und sie hat eine Bildung erhalten, deren sich wohl wenig Mädchen unsers Herzogthums rühmen können. Zerstören Sie ihren Glauben an mich, so zerstören Sie ihr Glück, die Zufriedenheit ihres Herzens. Lieben Sie Julia, und wollen Sie wahrhaft ihr Glück, so verschweigen Sie ihr Alles, was auf ihre eigentliche Abkunft Bezug hat. Sie haben mir gesagt, daß Sie Jüdin sind, folglich müßte auch Julia eine Jüdin sein, weil ihr Vater, den Sie Ihren Bruder nennen, in diesem Falle ein Jude ist."

„Und was wäre es, Signor Montoni, wenn sie ihre wahre Abkunft erführe?"

„Signora, haben Sie nicht selbst die Jüdin verleugnet?"

„Allerdings, weil es damals in meinem Interesse lag."

„So liegt es noch mehr in Julia's Interesse, daß sie ferner für eine Christin gelte. Sie hat eine christliche Erziehung genossen, und besitzt ein from-

mes, religiöses Gemüth. Sie hat die christlichen Gotteshäuser bisher besucht, ist in dem christlichen Glauben confirmirt — —"

„Signor," unterbrach ihn die Jüdin, „wer giebt jetzt noch etwas auf den Unterschied der Religion?"

„Mag sein; aber Julia selbst —"

„Sie wird sich ohne Zweifel ihrem Geschicke und meinem Willen fügen. Noch heute werde ich sie über ihre Vergangenheit aufklären und ihr meine Absichten für die Zukunft mittheilen. Da Julia die Taufe nicht erhalten hat, macht es keine Schwierigkeiten, daß sie Jüdin bleibt. Und Sie, Signor Montoni, werden hoffentlich nichts dagegen haben," fügte die Firmiani in einem etwas impertinenten Tone hinzu.

Der Juwelier behielt seine ernste Ruhe.

„Signora," sagte er, „zeihen Sie mich nicht der Undankbarkeit, wenn ich in diesem Punkte Ihre Ansicht nicht sofort theile, wenn ich selbst eine Opposition mir erlaube. Julia's Verhältnisse gestatten einmal ein Eingehen auf Ihre so eben ausgesprochenen Pläne nicht. Außerdem findet sie kein Glück

mehr in einer Heirath mit einem Juden — ich schließe nämlich, daß Sie einen Juden gewählt —"

„Ich bitte," sagte maliziös die Jüdin, „nennen Sie mir den Grund Ihrer Ansicht."

„Weil Julia seit acht Tagen verheirathet ist."

„Verheirathet?" rief sie, indem sie emporsprang.

„Ich wiederhole es."

„Signor Montoni, daß Sie ohne mich einen solchen Schritt unternehmen würden, hätte ich nicht gedacht! Also auch Sie haben mich getäuscht, Sie, den ich durch die Bande der Dankbarkeit an mich gefesselt wähnte. Hätten Sie mich um das Geld betrogen, das ich einst ohne irgend eine Garantie gab, ich würde Ihnen vielleicht verziehen haben; aber Sie haben mir mein Kind genommen — denn erfahren Sie, ich bin Julia's Mutter!"

Der Juwelier zog die entrüstete Frau auf das Sopha zurück.

„Wollen Sie mich anhören?" fragte er in einem schmerzlich milden Tone. „Sie sehen, daß mich diese Nachricht nicht in Erstaunen setzt, nicht einmal überrascht, denn ich habe sie nicht gefürchtet, sondern erwartet und gehofft. Sie haben mir

jetzt ein wichtiges Bekenntniß abgelegt — auch ich will Ihnen etwas gestehen, das Sie nie erfahren haben würden, wenn es nicht zu meiner Rechtfertigung nothwendig wäre. Als ich vor zwanzig Jahren Ihre Villa betrat, war ich ein armer, gedrückter Juweliergehülfe; ich vermochte, trotz meines Fleißes, trotz meiner Geschicklichkeit, nicht soviel zu erwerben, als nöthig war, um mich und meine alte Mutter vor Nahrungssorgen zu schützen. Der Ertrag meiner Arbeit floß in die Kasse des reichen Juden, der spärliche Lohn wurde mir wie ein Almosen zuertheilt. Ach, und ich durfte nicht einmal murren, wenn ich mir diese elende Erwerbsquelle nicht verscherzen wollte. Wie oft mußte ich hören, daß man mich nur aus Mitleiden beschäftigte, und wie oft mußte ich sehen, daß man meine Arbeiten am meisten verlangte und am theuersten bezahlte. So entstand ein Haß in mir gegen die Macht des Kapitals, der je größer wurde, je mehr meine Armuth wuchs. Eine Veränderung meiner Lage konnte ich nicht wagen, da meine arme Mutter sonst dem äußersten Mangel preisgegeben wurde. Ich mußte ruhig ausharren, arbeiten und darben. In dieser Zeit ward ich zu Ihnen gesendet.

sah Sie, umgeben von Pracht und Luxus, ich sah Sie in blühender Schönheit und Jugend, und, offen bekenne ich es, ich beneidete den Mann, dem es gestattet war, Ihnen durch die reichen Geschenke eine Freude zu machen, zu deren Ueberbringer man mich erkoren hatte. War mir meine Armuth bis dahin drückend gewesen, so ward sie mir jetzt eine unerträgliche Last. Der Zufall wollte es, daß ich einmal den Mann sah, dem Sie Ihre Gunst zugewendet hatten — ich haßte ihn, ohne daß er mir ein Leid zugefügt, und verwünschte meine Armuth. Ihnen zu dienen, war mein sehnlichster Wunsch, und wie oft lauschte ich Abends durch das Gitter Ihres Gartens, um Sie nur einmal zu sehen. Da ward mir der Auftrag, ein prachtvolles Armband zu ciseliren und den Namen Leontine einzugraben. Die Arbeit gelang mir, daß ich sie zu den besten zähle, die ich je gefertigt habe. Wie oft dachte ich, wenn ich das reiche, künstliche Kleinod betrachtete, könntest Du es doch ihr überbringen, wäre es doch ihr bestimmt, Du empfingest einen Lohn, den Dir kein Anderer zahlen kann. Dieser Wunsch ward erfüllt — mein Herr sandte mich in die Villa vor der Porta del popolo. Ich erinnere mich noch

heute, mit welchen Gefühlen ich vor Ihnen stand, als Sie die Arbeit lobten und mich fragten, ob ich sie gefertigt habe. Als ich es bejahte, sahen Sie mich lächelnd an, und wunderten sich, daß ein so geschickter Arbeiter so armselige Kleider trüge. Ich schilderte Ihnen meine Lage, und Sie schenkten mir fünf Ducaten auf eine Weise, daß ich sie nicht ausschlagen konnte. Als ich das Geld meiner Mutter gab, weinte sie Freudenthränen, und Abends hörte ich sie ein Gebet für die milde Geberin zum Himmel senden. Die erste frohe Stunde seit dem Tode meines Vaters hatte die schöne Leontine geschaffen, von der man sich erzählte, daß sie die heimliche Geliebte eines Cardinals sei. Dies hinderte mich nicht, sie dankbar zu verehren und zu lieben. Ach, und wie glücklich war ich, als Sie mich stets freundlicher behandelten, als Sie mir Arbeitsaufträge gaben, und mich mit der Großmuth einer Fürstin bezahlten. Ich war eitel genug, zu glauben, daß Sie mich liebten, und daß Sie meine Liebe errathen hätten. Dieser Glaube ward zur Gewißheit, als Sie mir eine kleine Summe einhändigten, mit der ich eine eigene Juwelierwerkstatt etabliren sollte. Sie will Dich unabhängig machen, dachte ich, sie will

das glänzende Joch abschütteln, und die freie, unbescholtene Hausfrau eines braven, fleißigen Arbeiters werden. Dieser Gedanke erfüllte mich mit einem Glücke und mit einer Sehnsucht, die ich nicht beschreiben kann. Leontine, obgleich die Geliebte eines Cardinals, ward mein Ideal, an dem ich mit der Glut der ersten Leidenschaft hing. Und keimte ja eine Idee auf, die ein beeinträchtigendes Gefühl in mir anregte, so verscheuchte es die Dankbarkeit wieder, die mich an ihr gutes Herz, an ihr vortreffliches Gemüth erinnerte. Ich hegte eine Liebe, die mein ganzes Sein erfüllte, zugleich aber auch einen Haß gegen die reichen, vornehmen Leute, die mit Hülfe ihres Goldes nicht allein den armen Arbeiter unterdrücken, sondern auch junge, von Natur gute Mädchen verblenden, um sie ihren Zwecken geneigt zu machen. Kann man sich wundern, daß ich ein enragirter Demokrat ward, für den man mich jetzt noch hält? — So harrte ich Ihrer Entschließung, und je öfter ich Sie sah und sprach, je mehr befestigte sich meine Ansicht über Sie. Ach, es war eine schmerzliche, aber eine schöne Zeit! Da brachten Sie eines Tags die kleine Julia. Sie gaben das liebliche Mädchen zwar für eine Tochter

Ihres verstorbenen Bruders aus, für eine Waise, deren Sie sich angenommen — aber alle meine Träume von Glück und Liebe waren zerstört. Das hat die Macht des Reichthums gethan, sagte ich mir; der Glanz des Goldes hat die arme Leontine verblendet, daß sie sich selbst vergessen hat. In der Uebergabe des Kindes erblickte ich eine Erklärung auf meine Liebe, und daß Sie gleich darauf verreis'ten, hielt ich für eine Aufforderung, Sie zu vergessen. Ich bekämpfte meine Gefühle mit aller Kraft, aber ich konnte die erste Neigung nicht vergessen, und betrauerte den Gegenstand derselben als todt. Das zarte Kind betrachtete ich als ein heiliges Vermächtniß, und ich schwor, es vor allen Einflüssen zu schützen, die es auf den Weg des Verderbens führen könnten."

„In Parma begann ich nun ein neues Leben. Durch anhaltende Geschäftsthätigkeit suchte ich die Gefühle meines Herzens zu ersticken und die Vergangenheit zu vergessen. Das Glück war mir hold, was ich unternahm gelang und lieferte einen reichen Gewinn. Bald war ich der erste Juwelier der Residenz. Aber Leontine's Bild vermochte ich nicht zu verbannen, zumal da ich ihr Kind stets

vor Augen hatte. Wie ich auch meine seltsame Liebe betrachten mochte, sie verhinderte mich, eine andere Neigung zu fassen, und ich beschloß, unverheirathet zu bleiben. Die Ausführung dieses Entschlusses ward mir nicht schwer. Meine Mutter starb, und mir lag die Erziehung des Kindes nun allein ob, als dessen Vater ich mich betrachtete. Ich sah Sie einigemal; aber das war die Leontine nicht mehr, die ich in Rom kennen gelernt hatte. Ob diese Veränderung mit ihr auch wohl dann vorgegangen, fragte ich mich, wenn sie in jener glücklichen Zeit die Gattin eines braven Handwerkers geworden wäre? Diese Frage beantwortete mir der Anblick Julia's, und ich mußte Leontine achten, daß sie mir auf eine so zarte Weise ihre Verhältnisse kundgegeben hatte. Ja, ich ging noch weiter: ich nahm an, daß sie aus Liebe zu ihrem Kinde sich dessen entäußert, und daß Julia als die Tochter des reichen Juweliers von Parma gelten solle, damit sie nichts an die Vergangenheit der Mutter erinnere. Jeder achtete und liebte die Tochter Montoni's, man zählte sie nicht allein zu den ersten Schönheiten der Stadt, sondern auch zu den schönsten und tugendhaftesten Mädchen. Mein Ziel war,

erreicht, und mir blieb nichts zu bedauern, als daß die Mutter das Glück ihres Kindes nicht kannte. Ueber das Vermögen Leontine's erlaubte ich mir keine freie Disposition; aber Julia betrachtete ich als mein Eigenthum, denn ich hatte sie zu dem herangebildet, was sie war, das Kind eines reichen, geachteten Mannes. Und aus diesem Grunde willigte ich auch in die Heirath mit einem Manne, von dem ich wußte, daß sie ihn herzlich liebte, und den ich für einen der besten Charaktere hielt."

„Wer ist Julia's Gatte?" fragte die Firmiani mit bewegter Stimme.

„Der junge Graf von Malatesti."

„Wie, ein Graf von Malatesti?" fragte ungläubig die Jüdin.

„Der Sohn des unglücklichen Ministers von Parma. Er ist von Geburt ein Edelmann, aber den Gesinnungen nach ein Bürger, der sich ohne Frage zu den besten zählen darf."

Signora Firmiani starrte einige Augenblicke sinnend zu Boden.

„Meine Tochter ist die Frau eines Grafen von Malatesti!" flüsterte sie vor sich hin.

„Wollen Sie nun noch die Rechte einer Mut-

ter geltend machen?" fragte Montoni dringend. „Können Sie jetzt noch auftreten und sagen: Julia ist nicht die Tochter Montoni's, sie ist das Kind einer Jüdin?"

„Mein Gott, was soll ich beginnen?"

„Ist es denn so schwer," rief der Juwelier, „eine unglückliche Vergangenheit zu verschweigen und das Glück eines geliebten Wesens zu befördern? Signora, Sie können noch überlegen? Folgen Sie meinem Beispiele, und vereinigen Sie sich mit dem Manne —"

„Genug, Signor!" rief sie gerührt. „Sie haben sich unbestreitbare Rechte an Julia erworben, und ich — ich habe die meinen verloren. Wir stehen Beide in dem Alter, dem die ruhige Ueberlegung eigen zu sein pflegt; sorgen wir für unser Kind — ich durch Entsagung, Sie durch die That. Aber bevor ich scheide, nehmen Sie die Versicherung, daß Sie von einem richtigen Gefühle geleitet wurden. Ich liebte den jungen Mann, und diese wahre Liebe zeigte mir zum ersten Male, daß ich ein armes, verlorenes Geschöpf war, obgleich mich Glanz und Luxus umgaben. Wäre ich weniger aufrichtig gegen Sie gewesen, so würde ich Ihnen

entgegengekommen sein; aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, die Zeit Ihrer Verblendung zu benützen und Sie zu täuschen. Sollte ich das Geschick eines wackern Mannes an das einer Courtisane knüpfen? Früher oder später mußten Sie klar sehen, und die Erkenntniß Ihrer wahren Lage würde Sie vernichtet haben. Es drängte mich nicht allein, Ihr Unglück zu verhüten, sondern auch Ihr Glück zu befördern. So wählte ich denn die Mittel, die Sie kennen, und dem Himmel sei Dank, sie haben zum Ziele geführt. Ich fordere keine Rechenschaft von Ihnen, Signor, aber erlassen Sie es auch mir, mich zu rechtfertigen. Wie Julia's Vergangenheit, so bleibe auch die meine ein Geheimniß. Sie haben mich heute zum letzten Male gesehen."

„Ihre Resignation habe ich erwartet, Signora!"

Sie reichte ihm schmerzlich lächelnd die Hand.

„Michelli Montoni hat mehr um Leontine verdient. Wie gern hätte sie ihn durch ihre Liebe beglückt, wenn es möglich gewesen wäre. Doch lassen wir das — uns umschlingt ja dennoch ein schönes beglückendes Band — die gemeinsame Liebe zu Julia."

Der Juwelier ergriff Lea's Hand, und führte sie, nachdem sie Hut und Shawl angelegt, die Stufen der Terrasse hinab.

Kaum hatten die beiden Personen den Saal verlassen, als der Kopf Rocheval's zwischen den Falten des Vorhangs sichtbar ward. Er lauschte einige Augenblicke, dann ging er rasch und leise denselben Weg zurück, den er gekommen war.

„Ich habe eine köstliche Entdeckung gemacht, die mir der Graf von Malatesti theuer bezahlen wird. Die Heirath zwischen einer Jüdin und einem Katholiken ist null und nichtig, sie darf eigentlich nicht vollzogen werden. Dem Juwelier liegt daran, für Julia einen hochgestellten Mann zu erhalten — nun, der Titel eines Grafen del Dongo wird genügen, ihn bereitwillig zu machen. Und was bleibt ihm übrig, wenn Eleonor diesen Umstand benutzt, um sich aus der Schlinge zu ziehen, in die er durch seine Gutmüthigkeit gerathen ist? Er wird, er muß ihn benützen. Das Haus del Dongo nimmt keine Rücksicht auf die Religion, wenn nur die Schulden bezahlt werden, die den alten Grafen drängen, damit er sein Ansehen bei Marie Louise retten kann. Ascanio heirathet, verreis't mit sei-

ner jungen Frau, in die er sterblich verliebt ist, der alte Graf verwaltet das Vermögen seines Sohnes, und die ganze schwierige Angelegenheit ist durch mich geordnet, ohne daß es jetzt der Ueberredung des alten Carbonaro bedarf."

Der schlaue Intendant bestieg seinen Wagen wieder, der immer noch in dem Wäldchen hielt, und fuhr nach Parma zurück.

Montoni hatte Signora Firmiani durch die Wege seines prachtvollen Gartens geführt, bis er einen kleinen Pavillon erreichte, der unter einer dichten Baumgruppe versteckt lag.

„Wohin gehen wir?" fragte die Jüdin.

„Julia muß um diese Zeit von ihrem Spaziergange zurückkehren. Ich nehme an, daß es Ihnen Freude macht, wenn Sie Ihre Tochter noch einmal sehen, bevor Sie scheiden."

„Ich will sie sehen, aber nicht sprechen, weil ich für die Beherrschung meiner Gefühle nicht bürgen kann. Auch nicht der kleinste Verdacht soll die Ruhe Julia's stören, und ich würde ihn erwecken, wenn sie mir gegenüberstände."

Der Juwelier bat seine alte Freundin in den Pavillon zu treten.

Beide stiegen die Stufen hinan. Plötzlich blieb Signora Firmiani an der geöffneten Glasthür stehen, und deutete auf eine junge Frau, die in dem Halbdunkel des kleinen, kühlen Raums auf einem Sopha saß.

Es war Julia. Sie trug einen weißen eleganten Morgenmantel. Das schwarze Haar war zu kurzen Locken geformt, die das schöne bleiche Gesicht umgaben. Die rechte Hand stützte den Kopf, die linke, die einen großen runden Strohhut hielt, lag schlaff in dem Schooße. Sie war so tief in Gedanken versunken, daß sie das Geräusch der Schritte, welche die Ankommenden verursachten, nicht hörte.

Signora Firmiani stand zitternd an der Schwelle des Pavillons. Sie war über die Schönheit Julia's so erstaunt, daß sie kaum zu glauben wagte, das reizende Geschöpf sei ihre Tochter. Mit einem fragenden Blicke wandte sie sich an Montoni. Dieser verstand den Blick und antwortete durch ein Kopfnicken, wobei sein Gesicht ein triumphirendes Lächeln verklärte.

Der alten Jüdin traten die Thränen in die Augen. Die Courtisane, früh gealtert durch ein

ausschweifendes Leben, ward mit Reue erfüllt, als sie die blühende Schönheit Julia's sah, die Anmuth und Unschuld, die auf ihrem Gesichte thronte. Sie erinnerte sich der Zeit, wo der Spiegel ihre Reize zurückstrahlte, ihres üppigen Aufenthaltes in der prachtvollen Villa vor der Porta del popolo in Rom, und des armen Micheli, der ihr die Geschenke ihrer Anbeter überbrachte. Damals lebte sie nur dem Augenblicke, und sie hatte keine Ahnung von den Folgen, welche jene üppige Existenz mit sich führte.

„Nie, nie," dachte sie, „soll sie erfahren, wer ihre Mutter ist. Kein Hauch aus der Vergangenheit soll ihre Gegenwart vergiften. Die Achtung der Welt ist ein Erbtheil, das ich ihr nie hinterlassen zu können geglaubt — jetzt ist sie in dem glücklichen Besitze desselben, und sie selbst ist stolz auf den wackern Montoni, der sie liebt, weil sie mein Kind ist. Ich will keine neue Schuld auf mein Gewissen laden — durch diese Entsagung will ich mein sündiges Leben büßen."

Das Glück des Kindes, obgleich sie von ihm seit seiner zartesten Jugend getrennt gewesen, ging der Mutter über Alles; sie gab selbst einen Plan auf, der ihr einen großen Gewinn versprach.

Welch ein Contrast lag zwischen der reinen, unschuldigen und blühenden Tochter und der befleckten, verbuhlten und verblüheten Mutter! Montoni betrachtete mit einem schmerzlichen Gefühle die alte häßliche Jüdin, zu deren Füßen einst Cardinäle gelegen, als noch die Glorie der Jugend und Schönheit ihr Haupt umstrahlte. Er segnete das Geschick, das seine Lebenswege von den ihrigen getrennt hatte.

Plötzlich bebte die Firmiani zusammen. Sie sah, daß über Julia's Wangen Thränen rannen. Auch Montoni blickte hinüber, und bemerkte den Schmerz seines Kindes. Julia, als ob sie einer schmerzlichen Gedankenverbindung folgte, bedeckte ihr Gesicht mit dem weißen Spitzentuche und begann bitterlich zu weinen. Dann erhob sie sich, um den Pavillon zu verlassen. Sie stand dem Juwelier und der Firmiani gegenüber.

„Mein Gott!“ flüsterte sie bestürzt.

„Julia, Du weinst?“ rief der Juwelier, der den wahren Grund ihrer Trennung von Eleonor nicht kannte. „Was ist geschehen? Was erpreßt Dir Thränen, mein liebes Kind?“

Und besorgt ergriff er ihre Hand.

„Nichts, nichts, mein Vater, es ist nichts!“ flüsterte sie, bestürzt die fremde, seltsam aussehende Frau anblickend, die ein heiteres Gesicht zu erkünsteln suchte.

„Du leidest, Julia!“

Sie trocknete ihre Thränen, und lächelte.

„Die Einsamkeit ruft oft Gedanken und Befürchtungen hervor, die ich nicht anders als mit bösen Träumen vergleichen kann,“ lispelte sie mit bewegter Stimme. „Es ist nicht gut, daß ich mich von der Gesellschaft zurückziehe, und darum wollte ich in das Landhaus zurückkehren. Der wache Traum ist nun vorbei, lieber Vater,“ fügte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, und indem sie ihm die Hand reichte.

Dann verneigte sie sich gegen die Dame.

„Signora Firmiani!“ sagte Montoni, den Besuch vorstellend. „Eine Jugendfreundin, die ich lieb und werth halte.“

Julia verneigte sich noch einmal mit dem Anstande einer Fürstin. Sie beherrschte ihre schmerzliche Aufregung dergestalt, daß sie dem Anscheine nach die Wahrheit gesagt hatte. Mit dem Takte der gebildeten Dame antwortete sie:

„Erlauben Sie mir, Signora, daß ich Ihnen meine Hochachtung ausdrücke — die Jugendfreundin meines guten Vaters hat ein Recht darauf."

Die Mutter erröthete unter der Schminke, die ihr Gesicht bedeckte.

„Wenn sie den Zustand meines Herzens wüßte," dachte sie, „sie würde mir deswegen allein schon ihre Achtung nicht versagen. Und dennoch darf ich mich ihr nicht entdecken!"

In diesem Augenblicke erschien ein Diener.

„Signor," sagte er, „ich bin Ihnen nachgeeilt."

„Was giebt's?"

„So eben ist der Graf Ascanio del Dongo angekommen; er läßt Signor und Signora um eine Unterredung bitten."

„Der Graf del Dongo?" fragte Montoni verwundert.

„Ich habe ihn in den Saal geführt, wo er Sie erwartet."

Bei dem Namen del Dongo bemächtigte sich der Firmiani ein heftiges Zittern. Montoni glaubte sich diesen Zustand durch die Nähe Julia's erklären zu können.

„Ich werde kommen!" wandte er sich rasch zu dem Diener.

„Mein Wagen wartet an dem Gitter," stammelte die Jüdin. „Erlauben Sie, daß ich mich entferne und meine Reise fortsetze."

Sie verneigte sich gegen Julia, reichte dem Juwelier die zitternde Hand, ging rasch die Stufen des Pavillons hinunter, und verschwand zwischen den Gesträuchen.

Der Juwelier hielt sie nicht zurück, er hatte theils Mitleiden mit ihr, theils fürchtete er, daß sie schwach genug sein würde, sich zu verrathen.

„Mein Kind," sagte er, „willst Du den Grafen empfangen?"

Julia's Gesicht war bleich, aber aus ihren schönen Augen blitzte eine feste Entschlossenheit.

„Ich will es, ich muß es!" sagte sie. „Und auch Sie bitte ich, Vater, der Unterredung beizuwohnen, die ich jetzt mit dem Grafen haben werde. Es ist klar, daß ihn der Graf von Malatesti sendet."

„Dein Mann?"

„Ich habe Ihnen den wahren Grund meines Aufenthaltes auf dem Lande verschwiegen — Vater,

ich kann den peinlichen Zustand nicht allein ertragen — Sie müssen Alles wissen!"

„Du sagtest, Dein Mann sei verreis't."

„Verzeihung, Vater, die Verlegenheit erpreßte mir diese Unwahrheit — ich wollte Ihnen nicht voreilig einen Umstand mittheilen, von dem ich glaubte, daß ihn der Graf von Malatesti selbst beseitigen würde. Er kommt nicht — statt seiner sendet er den jungen del Dongo."

„Mein Gott, was ist das?" rief der Juwelier. „Ich traf Dich vorhin in Thränen."

„Sie werden mich nicht mehr weinen sehen — Ihre Tochter ist zu stolz, um den großen Herren zum Spielballe zu dienen. Hören Sie den Grafen del Dongo, und Sie wissen Alles."

„Sollte ich mich in dem Sohne des Ministers getäuscht haben, den ich für den edelsten Mann der Aristokratie hielt?" murmelte der Vater. „Dann wehe mir, ich trage die Schuld an dem Unglücke meines Kindes!"

Vater und Tochter traten in den Saal des Landhauses, in dem sich Ascanio und Rocheval befanden. Der Intendant war dem jungen Mann begegnet, und um ihn, wenn es nöthig sein sollte,

mit seiner Entdeckung über die Herkunft Julia's zu unterstützen, war er mit ihm zurückgekehrt. Ascanio glaubte seine Begleitung nicht ablehnen zu dürfen, da er von Rocheval die Bestätigung der Einwilligung seiner Familie erwartete.

Fünftes Kapitel.

Bei dem Eintritte Julia's und Montoni's grüßten die beiden Gäste — Ascanio als der hoffnungsfreudige Liebhaber, Rochcval mit den Mienen eines schlauen Diplomaten, der sich des Siegs bewußt, und alle Hindernisse zu beseitigen gewiß ist. Julia dankte stolz und kalt.

„Was führt den Herrn Grafen zu mir?" fragte Montoni mit vor Aufregung bebender Stimme.

Ascanio war so in dem Anschauen Julia's versunken, daß er diese Worte nicht hörte.

„Signora Julia," rief er, „ich lese den Schmerz in Ihren bleichen Zügen — Doch verbannen Sie alle Befürchtungen, ich komme als ein Bote des Glücks. Um ein elendes Vorurtheil zu beseitigen, das mir längst fremd ist, opferten Sie sich, indem

Sie Eleonor's Gattin wurden; diese Ihnen lästigen Bande sind zu lösen, und Sie können dem Manne Ihre Hand reichen, der das Glück hat, von Ihnen geliebt zu werden. Daß meine Familie, die Sie schätzt, einwilligt, wird Ihnen der Intendant meines Vaters bestätigen."

„Ja, Signor Montoni," fügte Rocheval mit einem feinen Lächeln hinzu, „die gräfliche Familie del Dongo ist vollkommen damit einverstanden, daß der junge Graf sich um die Hand Ihrer Tochter bewirbt, und sie zum Altare führt. Ich bin der Bevollmächtigte, und bestätige alle Aussagen meines Zöglings."

Der Juwelier sah bald seine Tochter, bald die Männer an.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte nehmen soll," sagte der Juwelier, in dem der Zorn aufkeimte. „Sie kommen mit einer Bewerbung um Julia's Hand — sollten Sie die einzigen Personen in Parma sein, die nicht wissen, daß mein Kind verheirathet ist? Julia," fragte er leise, „Du sagtest mir, der Graf, Dein Mann, sende diese Leute?"

„Allerdings," rief Rocheval, „wir kommen auch im Auftrage des Grafen von Malatesti."

„Und was läßt mir der Graf sagen?" fragte Julia bebend, aber mit Würde und Stolz.

Ascanio wollte reden; der Intendant verhinderte es, indem er ihm mit der Antwort zuvorkam:

„Signora, Eleonor von Malatesti ist ein Mann von Ehre, und sein dem Freunde gegebenes Versprechen ist ihm eben so heilig, als ein dem Himmel geleisteter Schwur. Es gab eine Zeit, wo Rang und Titel erforderlich waren, um mit einem Edelmanne eine Heirath abzuschließen — diese Signora Julia zu verleihen entschloß sich der zum Tode Verurtheilte — aus alter Anhänglichkeit an seinen Freund Ascanio — Signora Julia zu heirathen, damit seine Titel gesetzmäßig auf sie übergingen. Ein Zufall vereitelte die gut gemeinte Absicht, und die Heirath, die der Tod lösen sollte, war durch die Begnadigung, welche großmüthig unsere Herzogin ertheilte, für das Leben geschlossen. Eleonor stand schon mit einem Fuße im Grabe, als er Ihnen seine Hand reichte; er hatte die Hoffnung auf das Leben aufgegeben. Obgleich er noch athmet, so können Sie sich dennoch als seine Wittwe betrachten, und ohne Zagen die Bewerbung meines Zöglings annehmen. Sie verlieren einen Grafen, den Sie nicht

lieben, um einen andern, den Sie lieben, zu empfangen.“

„Die Ehescheidung,“ fügte Ascanio eifrig hinzu, „ist zwar unter Katholiken nicht gestattet; aber mein Freund Eleonor, der unermüdlich meine Interessen zu befördern sucht, läßt Ihnen sagen, daß eine Protestantin von ihrem Manne getrennt werden könne. Er will Katholik bleiben, weil er darauf verzichtet hat, sich zu verheirathen. Sie kennen ihn nicht — er ist ein sonderbarer, aber ehrenhafter und eisenfester Charakter. Julia, die Protestantin ist ebenfalls eine Christin — verschmähen Sie das einzige Mittel nicht, um die heillose Verwirrung mit einem Schlage zu lösen.“

„So stehen die Sachen,“ sagte Rocheval; „nun entscheiden Sie!“

Der Juwelier, der sich nun die Entfernung seiner Tochter aus dem Palaste Malatesti erklären konnte, war vor Verwunderung und Schrecken stumm geworden. Bald sah er Julia an, die bleich, aber mit hoch erhabener Stirn in der Mitte des Saales stand, bald die beiden Männer, die ängstlich seines Ausspruchs harrten.

„Das ist gräßlich!“ murmelte er endlich, als

ob sein überströmendes Gefühl ihn gewaltsam zum Sprechen zwang. „Dieser Frevel ist himmelschreiend! Man wagt es, mit dem heiligen Sacramente der Ehe, selbst mit dem Tode ein Spiel zu treiben! Julia, träume ich denn, oder necken mich diese Leute? Will der Edelmann mit einem bürgerlichen Handwerker einen Carnevalsscherz treiben? Mein Kind, reiße mich aus dieser Ungewißheit!" rief er aus, indem er beide Hände Julia's ergriff. „Was ich so eben vernommen, kann die Wahrheit nicht sein!"

„Es ist die Wahrheit!" sagte die junge Frau.

„Dann wehe den Frevlern!"

„Haben Sie denn nicht gehört, daß sie ein gutes Werk vollbringen wollen?"

„Das Werk eines Teufels!" rief Montoni, dessen Zorn die Schranken der Mäßigung durchbrach.

„Vater! Vater!"

„Und solche Zumuthungen macht man der Familie eines Bürgers, der sich stets bestrebt hat, seine Pflichten gegen Gott und den Staat zu erfüllen! Man tritt seine Ehre mit Füßen, fordert von ihm, daß er dem Gewissen hohnspreche, und sich wie ein sklavisches Werkzeug den Launen der vor-

nehmen Herren füge! Herr Graf, mit welchem Rechte können Sie es wagen, die heiligsten Güter meiner Tochter anzutasten?"

„Mit welchem Rechte?" fragte Ascanio verwundert.

„Sie führen stets das Wort „Ehre" im Munde —"

„Julia, Sie selbst gaben mir das Recht, das Ihr Vater in Zweifel zieht. O, reden Sie ein Wort —"

„Genug, Herr Graf!" rief die junge Frau verletzt. „Ich erinnere mich nicht, Ihnen weder durch meine Worte, noch durch mein Betragen Veranlassung gegeben zu haben."

Ascanio wich bestürzt zurück.

„Unmöglich! Unmöglich!" flüsterte er vor sich hin.

„Ich kann nur annehmen, daß Ihr ganzes Verfahren auf einem Irrthume beruht."

„Sie haben mir versprochen, sich mit mir heimlich trauen zu lassen."

„Herr Graf!" fuhr Julia auf.

„Ich fand mich zur bestimmten Stunde vor

der Kirche ein, und wäre meine Verhaftung nicht erfolgt —"

„Vater, welch' ein schreckliches Gewebe!" rief sie entsetzt. „Man legt mir Dinge zur Last, an die ich im Leben nicht gedacht habe."

„Mein Gott, Signora, muß ich Sie an den Brief erinnern, den Sie mir gesandt haben?"

„Einen Brief?"

„Hier ist er!"

Der junge Graf holte hastig ein Papier aus der Tasche, und überreichte es der jungen Frau. Diese überflog die Zeilen, dann gab sie den Brief mit den Worten zurück:

„Dieses Billet ist nicht von mir!"

Ascanio's Bestürzung läßt sich nicht beschreiben; er wollte noch einige Worte stammeln, aber die Sprache versagte ihm.

„Mein Vater mag entscheiden, ob jenes Papier meine Handschrift enthält."

Der Juwelier warf einen Blick darauf, dann gab er es verächtlich zurück.

„Herr Graf," sagte er dann, „mir scheint, daß weder ich noch meine Tochter Ihnen ferner Erklärungen zu geben haben, zu denen uns irgend

eine Verpflichtung zwänge. Außer zu dem Grafen von Malatesti giebt es für uns keine Beziehungen. Er ist der angetraute Gatte Julia's, und mit ihm werde ich die letzten Unterhandlungen anknüpfen, die zum Heile meiner Tochter nöthig sind. Glauben Sie mir," fügte er gereizt hinzu, „ich bin der Mann, der seine Ehre und seine rechtmäßigen Ansprüche zu wahren weiß. Julia steht unter meiner väterlichen Autorität, und wenn meine Kraft nicht mehr ausreicht, sie zu schützen, so rufe ich die Gesetze zu Hülfe, die Gott sei Dank in unserm armen Lande wieder Geltung erlangt haben."

Der Juwelier verneigte sich, ergriff die Hand seiner Tochter, und wollte den Saal verlassen. Rocheval sah ihm mit einem boshaften Lächeln nach.

„Signor Montoni," rief er, „Sie bauen zu viel auf den Actus einer Trauung. Wollen Sie nicht auch das Gesetz zu Hülfe rufen, das die Scheidung zweier Katholiken verbietet? Verlassen Sie sich darauf, in unserm armen Lande haben die Gesetze volle Geltung. Jeder, der sich ihres Schutzes zu erfreuen berechtigt ist, wird diesen Schutz erhalten."

„Wollen Sie mich vielleicht ausschließen?" fragte Montoni, indem er die Thür öffnete.

„Wer weiß?!“ rief der Intendant lachend. „Wir sind gekommen, Ihnen unsere Hülfe anzubieten — Sie verschmähen Sie nicht nur, Sie weisen uns auch in einer so beleidigenden Art ab, daß wir Ihre Feinde werden müssen. Hüten Sie sich, Signor, Ihre väterliche Autorität geräth in Gefahr, und wäre ich weniger galant, so würde ich Signora Julia im Auftrage des Grafen Malatesti um ihren Taufschein befragen.“

Die letzten Worte hatte die junge Frau nicht gehört, sie war die Stufen der Treppe hinabgestiegen, um sich der für sie so verletzenden Unterhaltung zu entziehen.

Montoni stand wie eine Statüe an der Schwelle der Thür. Er sah sein wichtigstes Geheimniß in dem Besitze eines Mannes, der es zu seinem und Julia's Verderben anwenden konnte.

„Habe ich denn auch recht gehört?“ flüsterte er. „Wie kann ich anders diese Worte deuten?“

Noch hatte sich der arme Mann von dem Erstaunen nicht erholt, in das die Unterredung mit der Firmiani und die letzte mit den beiden noch anwesenden Gästen ihn versetzt, und schon bereitete sich eine neue Scene vor, die ihn tief erschüttern sollte.

Das boshafte Lächeln Rocheval's erschien ihm, unter der Last seiner Vermuthungen, wie ein auf Julia's Leben gezückter Dolch. Aber Montoni war ein fester, energischer Charakter, der wohl einen Augenblick erschüttert, aber nicht niedergeschmettert werden konnte.

„Ist es möglich, daß dieser Mensch Kenntniß von einem Umstande erhalten haben kann, den niemand kennt als Leontine und ich, von einem Umstande, den sie selbst mit übermenschlicher Anstrengung in sich zu verschließen sucht? Sie verzichtet auf das Glück der Mutterliebe, sie verläßt Parma, um fern von Julia zu leben — diese Opfer sind zu groß, um eine Indiscretion zuzulassen. Kein Mensch auf der Welt hat mehr Interesse, dieses Geheimniß zu bewahren, als sie. Wie hat es der Intendant erfahren können? Vielleicht haben seine Worte eine andere Bedeutung."

Mit einer furchtbaren Ruhe trat er in den Saal zurück, nachdem er sich überzeugt, daß Julia nicht mehr in der Nähe sei.

Rocheval sprach einige Worte leise zu Ascanio; der junge Mann grüßte flüchtig, und entfernte sich.

„Wir sind allein," begann der Intendant

„Die Entfernung meines Zöglings mag Ihnen ein Beweis sein, daß ich zu Friedensunterhandlungen noch geneigt bin, obgleich Sie unbedachtsam die Kriegserklärung bereits erlassen haben. Reden wir ohne Leidenschaft, denn nur eine klare, rückhaltlose Verständigung allein kann zu einem gedeihlichen Ziele führen.“

Bei diesen Worten ging der Franzose zu dem Sopha, und ließ sich ruhig auf demselben Platze nieder, den die Firmiani vor ihm eingenommen hatte.

„Signor,“ sagte Montoni, „Sie nehmen die Miene eines Menschen an, der mich völlig in seiner Gewalt hat; und dennoch sehe ich Sie heute zum ersten Male, dennoch stehen wir durchaus in keiner Beziehung.“

Rocheval kreuzte seine langen Füße, streckte sich behaglich in dem Polster aus, und sagte mit einem höhnenden Lächeln:

„Sie irren, Herr Montoni, oder richtiger, Sie scheinen gewisse Dinge ignoriren zu wollen, die entschieden von großer Wichtigkeit sind. Ein Freiwerber des Grafen del Dongo läßt sich nicht ungestraft wie ein Bettler abweisen.“

„Meine Tochter ist verheirathet —“

„So glauben Sie.“

„Gut, so ist sie nicht verheirathet.“

„Ihre Ansichten berichtigen sich.“

„Ich kann Julia's Neigung keinen Zwang anlegen. Man hat sich, wie es scheint, mit den beiden jungen Leuten eine Mystification erlaubt — leiten Sie hieraus die Ansprüche her, die Sie so beharrlich verfolgen?“

„Nein!“

„Auch begreife ich nicht,“ fuhr Montoni ruhig fort, „warum Sie so eifrig die Verbindung zwischen dem Sohne eines edeln Grafen und der Tochter eines bürgerlichen Handwerkers betreiben?“

„Weil Ascanio die schöne Tochter des Juweliers liebt.“

„Und nun meinen Sie, daß die Angelegenheit wie eine Geschäftssache abgemacht werden soll?“

„Ja!“

„Herr Intendant, ich wiederhole, daß ich nur ein bürgerlicher Handwerker bin; aber dessen ungeachtet kann ich mich nicht entschließen, mein Kind wie eine Waare zu verhandeln.“

„Ist Ihr Vaterherz so empfindsam?“ fragte höhnend der Franzose. „Ich sollte glauben, daß

Ihre Tochter nur glücklich werden kann, wenn man sie zu einer Gräfin del Dongo erhebt. Man weiß zwar, daß sie ein eingefleischter Carbonaro sind und den Adel hassen — warum? Lassen Sie das Vorurtheil schwinden, und werden Sie der Schwiegervater eines Grafen. Mir däucht, daß dies keine so schwierige Aufgabe ist. Daß Julia Ascanio nicht liebt, ist kein Grund, unsere Bewerbungen abzulehnen. L'appetit vient en mangeant. Ebenso ist es mit der Liebe — sie findet sich schon ein, wenn man verheirathet ist. Fühlen Sie sich zu schwach, Ihre Tochter zu bestimmen, so erbiete ich mich dazu, und ich verbürge Ihnen, daß sie sich fügen wird. Ertheilen Sie mir Erlaubniß, und heute noch wird die Sache geordnet."

„Signor," rief Montoni mit wuthbebender Stimme, „Sie entblöden sich nicht, mir solche Vorschläge zu machen? Die gräfliche Familie, deren Vertreter Sie sind, hat ja große Eile, mein Kind zu einem ihrer Mitglieder zu erheben. Was soll ich davon denken? Fast drängt sich mir der Argwohn auf —"

„Genug," sagte Rocheval. „Jetzt ist das Frage an mir."

Montoni bezwang sich, denn er hielt es für gerathen, diese Unterredung nicht vorübergehen zu lassen, ohne zu erfahren, wieweit der Franzose in sein Familiengeheimniß eingeweiht sei. Aber er entschloß sich auch, dem insolenten Menschen eine derbe Lection zu ertheilen, wenn er ihn ungefährlich finden sollte.

„Gut, so fragen Sie!" murmelte er.

Rocheval erhob sich ein wenig.

„Zunächst, mein Herr, handelt es sich um Ihre Person," begann er; „es thut mir leid, wenn ich Verhältnisse berühren muß, die Sie allen Grund haben, in das Meer der Vergessenheit versenkt zu sehen; aber es ist nöthig, damit Sie nicht allein unsere gegenseitigen Stellungen recht zu würdigen, sondern auch die Ansicht zu gewinnen vermögen, daß nicht Sie ein Opfer bringen, wenn Sie unsern Vorschlag annehmen, sondern wir. Zu gleicher Zeit werden Sie ersehen, daß unsere Bewerbung nicht eine übereilte ist, sondern daß wir schon seit geraumer Zeit reiflich erwogen, nach allen Seiten hin geforscht, und alle Vorurtheile verbannt haben, die uns eines eigennützigen Interesses zeihen könnten."

„Kommen Sie zum Ziele!" rief Montoni, der wie auf der Folter stand.

„Ich bin gleich da, mein Bester! Der Graf del Dongo, mein Vollmachtgeber, wünscht um jeden Preis, seinen Sohn zu beglücken, und deshalb achtet er nicht im Geringsten des Umstandes, daß der Vater des Mädchens, in das der junge Graf sterblich verliebt ist, seinen Reichthum einer römischen Courtisane verdankt."

„Signor!" stammelte Montoni bestürzt.

„Beruhigen Sie sich!" sagte Rocheval gutmüthig. „Sie waren arm, und bedurften eines Kapitals, um Ihr Geschäft zu gründen. Was Ihnen Ihre christlichen Mitmenschen verweigerten, gewährte Ihnen die jüdische Geliebte eines Cardinals. Das Geld hat gute Früchte getragen, Sie sind nicht allein ein reicher, sondern auch ein geachteter Mann. Wer fragt nach dem Ursprunge dessen, was Sie besitzen?"

„Sie fragen nicht nach dem Ursprunge," rief der bebende Juwelier; „aber Sie fragen nach dem Vermögen selbst! O, ich müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich Ihren ehrlosen Plan nicht durchschauete! Die Courtisane verdammen Sie,

aber nach ihrem Kapitale strecken Sie alle Hände aus, bieten Sie alle Mittel auf, um sich dessen zu versichern! Herr Intendant," rief Montoni, von seinem Zorne hingerissen, „wer ist verächtlicher: der arme Handwerker, der eine kleine Summe von einer unglücklichen, verblendeten Person nicht verschmähte, um seiner alten Mutter ein glückliches, sorgenfreies Alter zu bereiten, oder der große Graf, der durch Kniffe und Ränke sich des Vermögens zu bemächtigen sucht, das aus dem Elende eines armen Mädchens und aus dem Schweiße eines Handwerkers entstanden ist? Wer ist verächtlicher, frage ich: der Graf del Dongo, der sein durch Verschwendung zerrüttetes Vermögen durch das Unglück eines Menschen wieder herstellen will, oder der Arbeiter, der sich ehrlich und redlich emporgeschwungen hat?"

Rocheval brach in ein lautes Gelächter aus.

„Sie sprechen von dem Vermögen des Grafen!" rief er. „Die Liebe verschmäht Rang und Reichthum. Wie auch die Verhältnisse der Familie del Dongo sein mögen — Ascanio hatte die thörichte Absicht, sich mit Ihrer Tochter heimlich trauen zu lassen, er trotzte allen Folgen, die aus diesem übereilten Schritte entstehen konnten — wollen Sie

ihn noch einer Spekulation verdächtigen? Sie bemühen sich vergebens, mein bester Freund, die Sache von der gehässigen Seite zu betrachten. Doch verhandeln wir ruhig weiter. Sie haben Ihre Einwilligung zur Trauung mit dem Grafen Malatesti gegeben."

„Sonst würde sie nicht stattgefunden haben."

„Ganz recht. Warum aber willigten Sie ohne Zögern ein?"

„Warum?"

„Ohne Zweifel deshalb, weil Sie wußten, daß der verurtheilte Graf seiner Wittwe Rang und Titel und ein großes Vermögen hinterlassen würde. Ich bitte, bleiben Sie ruhig, Signor Montoni, es liegt in unserm Interesse, daß wir die Sache nach allen Seiten hin beleuchten. Nun merken Sie auf. Wie wird die öffentliche Meinung diesen Schritt deuten? Bis jetzt glaubt man allgemein, Julia Montoni sei mit dem Grafen Malatesti in dem Gefängnisse getraut, damit sie später Ascanio del Dongo heirathen könne. Ueberall rühmt man die aufopfernde Freundschaft des Verurtheilten, der in seiner letzten Stunde noch ein junges, hoffnungsloses Liebespärchen beglücken wollte; man spricht

viel von der treuen Liebe des Mädchens, das den Muth hatte, unter solchen Umständen ihre Hand zu verschenken. Wäre Alles gekommen, wie man vermuthete, so würden die Namen Ascanio und Julia dieselbe Berühmtheit erlangt haben, wie die Namen Romeo und Julia, und es steht kaum zu bezweifeln, daß sich nicht auch ein Dichter gefunden, der, wie Shakespeare jene, diese verherrlicht hätte. Das Schicksal hat es anders gewollt. Wollen Sie nun den Freundschaftsdienst des Grafen Malatesti damit lohnen, daß Sie sich weigern, die in so großmüthiger Absicht geschlossene Heirath zu lösen? Soll der Graf an eine Frau gekettet bleiben, die er nicht liebt, die er kaum kennt? Wahrlich, man sollte glauben, daß Sie selbst das äußerste Mittel aufböten, um dem unglücklichen Ehemanne die Freiheit wiederzugeben. Man bietet Ihnen die Hand, Ihnen die Erfüllung Ihrer Pflicht zu erleichtern — Sie weisen sie barsch zurück. Sie fragen, was hat die Familie del Dongo für ein Interesse, die Tochter eines Handwerkers zu einem ihrer Glieder zu erheben? Sie müssen begreifen, mein Herr, daß dies in der so allgemein bekannten Sache ein Ehrenpunkt ist. Der Graf von Malatesti hat die Ange-

legenheit eingeleitet, und Ascanio del Dongo muß sie vollenden. Bleibt sie auf sich beruhen, so fällt sie dem Fluche der Lächerlichkeit anheim. Eleonor wird man beklagen, aber Ascanio auslachen. Begreifen Sie nun unsern Eifer? Begreifen Sie nun, was Ihnen zu thun obliegt?"

Montoni hatte aufmerksam zugehört.

„Signor," sagte er, „warum soll meine Tochter den Leichtsinn Ihres Zöglings büßen?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ihr Zögling besitzt einen Brief, den Julia geschrieben haben soll —"

„Ja."

„Man hat ihn betrogen."

„Das ändert nichts in der Sache."

„Wie es scheint, hat man schon früher Einleitungen getroffen."

„Gegen den Willen der Familie."

„Und was jetzt geschieht, geschieht mit dem Willen derselben?"

„Ich habe Ihnen die Gründe dazu bereits mitgetheilt."

„Diese Gründe, Signor, können mich nicht be-

stimmen, meine Tochter zu einer Neigung zu zwingen, die ihr Unglück herbeiführen muß."

„Nun, so hören Sie noch andere Gründe," sagte Rocheval mit großer Kaltblütigkeit. „Daß Ihre Tochter eine Gräfin Malatesti wurde, haben Sie ohne Zaudern, ohne langes Ueberlegen bewilligt. Eine Stunde genügte, um Ihre Einwilligung zu erhalten, und die Trauung zu vollziehen. Diese Bereitwilligkeit läßt sich erklären. Wenn es sich um einen Grafentitel und eine Million Renten handelt —"

„Signor, kein Mensch, der mich kennt, wird so etwas glauben!" rief Montoni auffahrend.

„Wohl möglich."

„Und wer es wagt, meine Ehre anzutasten —"

„Sie werden schon wieder heftig!" rief, sarkastisch lächelnd, der Intendant. „Wir erwägen ruhig, was Alles geschehen, was man über Sie urtheilen kann. Angenommen, man erführe, daß Sie mit dem Gelde einer Buhlerin spekulirt hätten — würde man da nicht geneigt sein, zu glauben, Sie spekulirten auch mit der Tochter derselben?"

Montoni bebte zusammen.

„Sie starren mich an, lieber Herr," fuhr

Rocheval ruhig fort. „Ist das nicht eine ganz natürliche Schlußfolge? Man wird sagen, Signor Montoni ist ein schlauer Geschäftsmann, er hat selbst die Familie del Dongo hinter das Licht geführt. Er verheirathet Julia unter ihrem Einflusse sehr vortheilhaft, benützt die Liebe Ascanio's, um einen zum Tode Verurtheilten zu betrügen, und hätte jedenfalls, wenn das Urtheil vollstreckt worden wäre, den Grafentitel und das gräfliche Vermögen für sich behalten. Aber das Urtheil ist nicht vollstreckt, und die schadenfrohe Welt freuet sich über das mißlungene Geschäft des Juweliers, der immer noch habsüchtig sein Vermögen zu vergrößern sucht. Sie werden antworten: ich habe um die Verurtheilung nicht gewußt, und was ich that, geschah aus Liebe zu meinem Kinde. Wer wird es glauben? Alle Welt wird es für eine leere Ausflucht halten. Aber den armen Eleonor wird man bedauern, der, ohne es zu wollen und zu wissen, der Gemahl eines zwar schönen, aber unehelich geborenen Mädchens geworden ist. Der arme, gute Graf! Sie können seine Verzweiflung ermessen, da er der einzige ist, von dem die Fortpflanzung des edeln Geschlechts der Malatesti abhängt."

Der Juwelier nahm seine ganze Fassung zusammen. Da Rocheval klugerweise vermied, Andeutungen zu geben, die verriethen, daß er das Gespräch mit der Mutter Julia's belauscht hatte, blieb Montoni in Ungewißheit, aus welcher Quelle sein Feind diese Nachrichten geschöpft.

„Signor," fragte er, „wird sich Ascanio mit dem begnügen, was Eleonor verschmäht?"

„Ohne Zweifel!"

„Unerklärlich! Beide sind Grafen —"

„Aber Beide kennen die Familienverhältnisse Julia's nicht. Es hängt von Ihnen ab, daß das Geheimniß nie verrathen werde."

„Und was muß ich thun?" fragte Montoni, der sich stellte, als ob er eingeschüchtert sei.

„Sie betreiben die Trennung von Eleonor, veranlassen Julia, Ascanio die Hand zu reichen, und zahlen nach der Trauung der jungen Gräfin del Dongo das mütterliche Vermögen aus, das nach zuverlässigen Berichten in hunderttausend Ducaten besteht. Was Sie später für Ihre gräflichen Kinder thun wollen, bleibt Ihnen überlassen."

„Ich soll die Trennung veranlassen?" murmelte der Juwelier, der nun die wahre Absicht des

Franzosen erkannte, nachdem er des mütterlichen Vermögens erwähnt hatte.

Rocheval wurde zutraulich, als er die Willfährigkeit Montoni's bemerkte. Er erhob sich und flüsterte:

„Muß ich Ihnen sagen, daß die Sache durchaus keine Schwierigkeiten macht? Die Ehe zwischen einer Jüdin und einem Katholiken ist in Italien schnell gelös't. Sie nehmen Rücksprache mit dem Vater Ihres Adoptivkindes, der vermöge seiner Stellung auf den heiligen Vater influirt, und die Scheidung wird ausgesprochen, ohne daß außer uns irgend eine Person den wahren Grund erfährt. Seien Sie gewiß, der Cardinal wird Alles aufbieten, um sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. So verwickelt die Angelegenheit, so einfach ist die Lösung. Julia bleibt eine Gräfin, wie sie es verdient, und Sie bleiben der geachtete Juwelier von Parma, dem es gelungen ist, in verwandtschaftliche Beziehungen zu einer der ersten Familien des Herzogthums zu treten."

Montoni ging einige Augenblicke nachdenkend im Saale auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Rocheval stehen und sagte:

„Die Sache ist von so großer Wichtigkeit, daß ich sie ernstlich in Erwägung ziehen muß. Um mich aber völlig zu überzeugen, daß der von Ihnen beregte Zweck erreicht wird, muß ich wissen, wieviel Personen mein Geheimniß kennen."

„Ah!" rief Rocheval, „Sie wollen erfahren, wer es mir mitgetheilt hat?"

„Ja!"

„Ich bin der Intendant des Grafen del Dongo, sein Vertrauter, sein Geschäftsmann. Indem ich mich mit der Angelegenheit seines Sohnes beschäftigte, ward ich von den Dingen in Kenntniß gesetzt, die ich Ihnen so eben mitgetheilt habe. Im Interesse meines Zöglings, den ich wie meinen Sohn liebe, habe ich meine Entdeckungen gegen Jedermann verschwiegen, weder der Graf Malatesti, noch der Graf del Dongo weiß ein Wort davon. Das Geheimniß ist bis zu diesem Augenblicke mein alleiniges Eigenthum, und wenn Sie wollen, werde ich mich dessen nicht entäußern. Wie ich in den Besitz gelangt, kann ich Ihnen aus Gründen nicht mittheilen, nur soviel erfahren Sie, daß mir eine gewisse Leontine nicht fremd ist, die einst in Rom vor der Porta del popolo ein glänzendes Landhaus

bewohnte, und unter den Schönheiten der Stadt die größte Rolle spielte."

„Signor, Sie sind Geschäftsmann?" fragte der Juwelier.

„Wie Sie, mein Bester!" rief Rocheval lachend. „Wer die Annehmlichkeiten des Lebens genießen, und nicht durch Tagelohn sein Brod verdienen will, muß spekuliren und Geschäfte machen."

„Das begreife ich."

„Und nicht wahr, meine Spekulation ist richtig?"

„Nun," antwortete der Juwelier, indem er zu dem langen Franzosen emporblickte, dessen Absicht er errieth, „nun, es ist schon oft der Fall gewesen, daß die schlauesten Berechnungen fehlgeschlagen. Die unglückselige Heirath meiner Tochter hat eine heillose Verwirrung angerichtet, und Sie haben Recht, wenn Sie der Ansicht sind, daß sie zu verschiedenen Deutungen Anlaß giebt — ohne indeß Ihre Entdeckungen über meine frühern Verhältnisse als richtig bezeichnen zu wollen, muß mir dennoch daran liegen, daß gerade in dieser Zeit nicht neue Anregungen gemacht werden, die dem Rufe meiner Tochter schaden könnten. Ich bin dies nicht nur mir selbst, sondern auch dem Manne Julia's schuldig.

Obwohl ich weise Sparsamkeit nie verschmäht habe, so ist mir doch der Geiz stets fremd geblieben. Erklären wir uns offen als Geschäftsleute!"

Rocheval's Gesicht verklärte zum ersten Male eine aufrichtige Freude. Montoni entging dies nicht, und er fuhr fort:

„Sie wissen, ich bin reich?"

Der Intendant nickte lächelnd mit dem Haupte.

„Man hält Sie für einen Millionär," fügte er hinzu.

„Die Welt überschätzt gern, und so glaube ich auch, daß man die Verhältnisse des Grafen del Dongo überschätzt, wenn man seine Schulden um die Hälfte größer bezeichnet, als seine Besitzungen. Der Graf ist ein guter Mann, er verspricht viel, und hält wenig — dies sagen seine Gläubiger."

„Ich will nicht behaupten, daß sie Unrecht haben."

„Gleichviel. Was hat Ihnen der Graf für das Ordnen der gegenwärtigen Angelegenheit versprochen?"

Der Intendant betrachtete einige Augenblicke die Nägel seiner langen Finger, die einige veraltete Ringe schmückten.

„Ich will offen sein, Signor Montoni,“ sagte er plötzlich, indem er seine Augen aufschlug. „Mein Erziehungswerk in dem gräflichen Hause ist vollendet, und bald auch wird meine Intendantur, die ich kaum begonnen, zu Ende sein, wenn sich der Kasse meines Herrn nicht eine ergiebige Quelle öffnet. Von der Auffindung derselben hängt mein Posten ab, der mir jährlich zweitausend Francs einbringen soll. Indem ich also für den Grafen arbeite, arbeite ich für meine eigene Existenz.“

„Gut, hören Sie meinen Vorschlag, Signor. Arbeiten Sie ferner nicht, verhalten Sie sich ganz ruhig, und beziehen Sie zweitausend Francs jährlich so lange von mir, als Sie gegen Jedermann die Entdeckungen verschweigen, die Sie über meine und Julia's Person gemacht zu haben glauben.“

„Der Contract ist genehmigt!“ rief Rocheval, indem er seine Hand ausstreckte.

„Noch eine Bedingung,“ fügte Montoni hinzu.

„Welche?“

„Nennen Sie mir die Person, die Ihnen die betreffenden Mittheilungen gemacht hat; es ist nur, damit ich Diejenigen kenne, die ich zu meiner Parthei zu rechnen habe.“

„Beunruhigen Sie sich nicht," flüsterte der Intendant. Wenn Leontine nur Ihnen allein vertrauliche Mittheilungen gemacht hat, so weiß außer mir und Ihnen kein Mensch in der Welt, daß Julia das Kind eines Cardinals und einer Jüdin ist."

„So hat Leontine selbst — ?"

„Genügt Ihnen diese Erklärung nicht?"

„Signor!"

„Mehr kann ich nicht sagen. Hier ist meine Hand — schlagen Sie ein, wenn Sie noch kontrahiren wollen."

„Und hier ist die meine!"

„Abgemacht, ich stehe von diesem Augenblicke an in Ihren Diensten."

Der Juwelier gab Rocheval eine Banknote von tausend Franks. Dieser schwor unaufgefordert, sein Versprechen zu halten, und verließ frohen Muthes die Villa.

Montoni fand Julia in ihrem Zimmer. Sie war mit dem Schreiben eines Briefs beschäftigt. Mehr als eine Thräne hatte das Papier benäßt, und die Feder zitterte in ihrer Hand.

„Störe ich, mein Kind?"

„Ich habe vollendet!“ sagte Julia mit fester Stimme, und indem sie die Feder niederlegte.

„Arme Tochter!“ rief der Vater.

Sie sank mit dem Haupte an seine Brust und schluchzte leise.

„Und wenn es mein ganzes Vermögen kostet,“ dachte Montoni, „sie darf das Geheimniß nicht kennen lernen.“

Sechstes Kapitel.

Rocheval fand Ascanio bei dem Wagen vor, der in dem Wäldchen wartete. Als der junge Mann seinen Hofmeister erblickte, eilte er ihm entgegen, während der Kutscher sich zur Abfahrt vorbereitete.

„Endlich!" rief Ascanio. „Die Ungeduld hat mich fast getödtet."

Der Hofmeister ergriff den Arm seines Zöglings, und wollte ihn zum Wagen führen.

„Kommen Sie, Herr Graf, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

„Warum?"

„Weil Ihr Vater auf Nachricht wartet"

„Mein Vater — ich bin hier die am meisten betheiligte Person!" rief Ascanio, indem er Rocheval zurückhielt.

„Wollen Sie mir Gewalt anthun?" fragte der lange Mann, erschreckt über die große Aufregung Ascanio's, der mit glühend rothen Wangen und flammenden Blicken vor ihm stand.

„Nein, Monsieur Rocheval; aber ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen, die unser Kutscher nicht hören soll."

„Was ist's?

Ascanio stellte sich so, daß er ihm den Weg versperrte.

„Sie entfernten mich unter dem Vorwande aus der Villa, daß Sie mit dem Juwelier allein reden und ihn an gewisse Dinge erinnern wollten, die ihn zur Nachgiebigkeit zwängen."

„Ganz recht."

„Die gewissen Dinge will ich nicht wissen; wohl aber das Resultat Ihrer Unterredung."

„Herr Graf!"

„Daß Sie nicht freiwillig Bericht erstatten, und so eilig den Rückweg anzutreten suchen, bedeutet nichts Gutes. Ich will Alles wissen!"

„Und ich kann Ihnen Nichts sagen."

„Ausrede! Was hat der alte Juwelier beschlossen?"

„Nichts!“

„Monsieur Rocheval, Sie belügen mich wieder!“ rief Ascanio drohend.

„Beleidigen Sie mich nicht, Herr Graf! Ich handele im Auftrage Ihres Vaters. Von ihm mögen Sie erfahren —“

„Mein Vater knüpft Bedingungen an meine Verheirathung mit Julia, die Montoni nicht erfüllen wird. Ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich nicht begreifen wollte, daß man mir nur eine Frau mit großem Vermögen verschaffen will. Das Vermögen nimmt mein Vater, und die Frau läßt man mir. Aber ich heirathe Julia ohne alle Bedingungen.“

„Mein lieber junger Freund, ich kann Ihnen nur Recht geben,“ antwortete Rocheval besänftigend, „denn die Tochter des Juweliers ist ein so schönes Mädchen, das wahrlich des Goldes nicht bedarf, um ihren Besitz wünschenswerth zu machen. Indeß —“

„Nun, indeß?“ rief Ascanio.

„Eine Bedingung würden Sie doch wohl in Betracht ziehen müssen.“

„Welche?“

„Daß Julia in die Scheidung von ihrem jetzigen Manne und in eine neue Verbindung mit Ihnen willigt. Wie mir scheint, liebt sie Eleonor."

„Aber Eleonor liebt Julia nicht."

„Wohl möglich!"

„Nein, ich bin davon überzeugt."

„Der Juwelier handelt mit seiner Tochter in Uebereinstimmung. Die Ehe mit Eleonor ist abgeschlossen, und Vater und Tochter ziehen aus den Rechten, die ihnen dadurch erwachsen sind, soviel Vortheil als möglich. Vor acht Tagen wollte sich die schöne Julia heimlich mit Ihnen trauen lassen, und heute leugnete sie, den Brief geschrieben zu haben."

„Halt! Jetzt sind wir bei dem Hauptpunkte angelangt!" rief Ascanio. „Während ich hier in diesem Wäldchen allein war, stellte ich Alles zusammen, was sich in der letzten Zeit ereignet hat, und da habe ich denn unwillkührlich den Schluß ziehen müssen, daß mein französischer Mentor ein Schurke ist!"

„Herr Graf! Herr Graf!" rief der lange Mann zurückfahrend.

„Sie verdienen, daß man Sie mit einem Stricke erwürgt, und an dem nächsten Baume auf-

hängt! Julia lügt nicht; aber Sie, mein würdiger Lehrer, Sie lügen! Meinen Briefwechsel mit Montoni's Tochter hielt ich so geheim, daß nur ein sehr schlauer Spion ihn erfahren konnte. Warum erschien Julia nicht zur verabredeten Stunde bei der Kirche? Weil sie meine Briefe gar nicht empfangen hatte. Warum verhaftete man mich, und schleppte mich auf den Befehl meines Vaters in die Citadelle? Weil Sie ihm Kunde von meinem Vorhaben gegeben hatten, um sich einmal tüchtig an mir zu rächen. Der Brief, den ich von Julia's Hand geschrieben wähnte, kommt von Ihnen. Mein Bote war von Ihnen bestochen."

„Ist das wirklich Ihre Ansicht?" fragte Rocheval verlegen.

„O, es ist nicht meine Ansicht allein, sondern auch die Eleonor's, der mich veranlaßte, Julia selbst zu befragen. Ich eilte nach dieser Villa — zu Fuß, bei brennender Sonnenhitze — und wer tritt mir auf der Schwelle entgegen? Wiederum Monsieur Rocheval, der mir zuvorgekommen war, um die veränderten Gesinnungen meiner Familie zu verkündigen, und dem reichen Juwelier Bedingungen zu stellen, die mir eben so fern liegen, als daß ich

Sie für einen ehrlichen Mann halte. Was muß Julia von mir denken? Sie wird meinen Vater, der nur Ihren Einflüsterungen Gehör gegeben, für einen elenden, verächtlichen Spekulanten, und mich für einen Knaben halten, den man zu den elenden Spekulationen benutzt. Wird ein braves, gebildetes Mädchen einen solchen Menschen heirathen? Sie muß ihn bemitleiden und verachten. Sie haben sich durch Ihre Intriguen das eigene Werk verdorben — darüber, Monsieur, würde ich mich herzlich freuen, wenn ich selbst nur nicht darunter leiden müßte."

Rocheval, obgleich im ersten Augenblicke darüber betroffen, daß Ascanio seinen bisher verfolgten Plan durchschaute, faßte den Beschluß, die zornige Aufregung des jungen Menschen zu benützen, um den durch die Uebereinkunft mit dem Juwelier nothwendig gewordenen Bruch mit dem alten Grafen del Dongo herbeizuführen.

Eine so niedere Seele, als der Intendant, ertrug jede Beleidigung, wenn sie ihm einigen Vortheil brachte, und der Dienst des reichen Montoni war unbedingt vortheilhafter, als der des Grafen del Dongo, der, da man seinen Einfluß auf die

gegenwärtige Regierung nicht mehr zu fürchten hatte, unbarmherzig von allen seinen Gläubigern verfolgt ward, und dem Untergange nahe stand. Ein eclatanter Streit mit dem jungen Grafen, und noch dazu über einen so delicaten Punkt, war ihm der beste Vorwand, sich ohne den Anschein des Eigennuzes von der ruinirten gräflichen Familie zurückzuziehen.

Beiläufig sei noch bemerkt, um das Bild des würdigen Hofmeisters zu vervollständigen, daß Rocheval sich im Dienste des Grafen bereits einiges Vermögen erworben, das heißt gestohlen, hatte. Die Lust an der Anhäufung von Vermögen veranlaßte ihn, sich jedem gewinnbringenden Geschäfte zu unterziehen.

„Herr Graf," rief er entrüstet, „Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung! Alles, was mich trifft, trifft Ihren Vater, denn ich handelte stets in seinem Auftrage."

„Ah," antwortete Ascanio, „so gestehen Sie doch zu, daß meine Ansichten richtig sind?"

„Ich ersuche Sie, mich unangefochten meinen Weg gehen zu lassen."

„Keine ausweichende Antwort!" rief der zor-

nige Ascanio. „Sie haben mehr gethan, als mein Vater von Ihnen gefordert hat. Sie waren nicht der Erzieher seines Sohnes, nicht sein Intendant, sondern sein Spion, sein Teufel!"

Rocheval wollte zu dem Wagen gehen. Ascanio ergriff ihn bei der Brust und schob ihn zurück.

„Halt," rief er, „noch sind wir nicht fertig!"

„Ich rufe um Hülfe!"

„Man wird Sie in diesem einsamen Wäldchen nicht hören."

„Sie sind ein Undankbarer!"

„Nach Belieben! Aber antworten Sie: wer hat den Brief geschrieben, mit dem ich mich diesen Morgen so entsetzlich blamirt habe?"

„Ich weiß nichts davon!" flüsterte Rocheval, dem ein wenig ängstlich zu Muthe ward, als er den stets wachsenden Zorn des kräftigen, jungen Mannes sah.

„Sie wollen nicht bekennen?"

„Herr Graf, Sie werden unverschämt!"

„Wer hat den Brief geschrieben?" wiederholte Ascanio mit vor Wuth bebender Stimme.

Rocheval verschränkte seine langen Arme, drehete sich halb zur Seite, und sah, die schmalen

Lippen zusammenkneifend, den Wipfel eines Baumes an, ohne zu antworten. Wenn auch äußerlich ruhig, so quälte ihn dennoch eine entsetzliche Angst um den Ausgang dieser Scene, da er den aufbrausenden Charakter des jungen Grafen kannte.

Ascanio wiederholte noch einigemal seine Fragen, und zwar mit einer Heftigkeit, daß das Echo im Walde die lauten Worte zurückgab. Als Rochceval ihm ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzte, steigerte sich sein Zorn zur Wuth.

„Ah, mein Bester," zischte er, „Sie wollen mich, den Sie so schmählich beleidigt, mit Verachtung strafen, wollen mich jetzt noch, nachdem Sie um eine Frau für mich vergeblich geworben haben, in gewohnter Weise wie einen Schulbuben behandeln — die Zeiten sind vorüber! Wer hat den Brief geschrieben? Immer noch keine Antwort?"

Mit funkelnden Augen sah der seiner Sinne kaum noch mächtige Ascanio um sich, als ob er nach einer Waffe suchte. In dem Wege lagen kleine, verdorrte Baumzweige, und die Aeste an den Bäumen waren zu hoch, um sie erfassen zu können. Mit einem lauten Schrei stürzte der junge Mann zu dem vielleicht dreißig Schritte entfernt

haltenden Wagen, riß dem Kutscher, der ruhig neben den grasenden Pferden stand, die Peitsche aus der Hand, und lief, das Züchtigungsinstrument schwingend, in das Wäldchen zurück.

Kaum hatte Rocheval seinen plötzlich bewaffneten Feind erblickt, als er das Hasenpanier ergriff. Er nahm seinen weißen Strohhut mit breiter Krämpe in die Hand, und verfolgte laufend den Weg, auf dem er sich befand. Seine langen Beine kamen ihm vortrefflich zu Statten. In ungeheuern Sätzen, deren jeder einzelne zwei Schritte des Verfolgers aufwog, sprang er zwischen den Bäumen dahin, ohne zu bemerken, daß der Weg, den er eingeschlagen, nicht nach Montoni's Landhause führte, das er sich zum Ziele erkoren hatte. Aber ungeachtet des Vortheils, den der bereits erlangte Vorsprung und seine langen Beine ihm gewährten, ward der Intendant dennoch durch die jugendliche Kraft und Behendigkeit Ascanio's, der racheschnaubend hinter ihm her saus'te, besiegt. Nach wenigen Minuten hatte der Graf seinen Hofmeister eingeholt. Geübt, mit der Peitsche umzugehen, ließ er ihm knallend die lange Lederschnur um die Beine schwirren. Da der Franzose leichte Sommerkleider

trug, läßt sich die schmerzliche Wirkung der kräftigen Hiebe leicht denken.

Der ermüdete Franzose erhielt durch diese Berührung neue Kräfte. Bei jedem Hiebe stieß er einen Schrei aus, und machte einen ellenlangen Satz. An Widerstand dachte er nicht, er suchte nur sein Heil in der Flucht, die er um so mehr zu beschleunigen bestrebt war, als ihn einige der Peitschenhiebe den Kopf umschwirrten. Ertönte ein Knall, so folgte auch ein heiserer Schrei.

„Wer hat den Brief geschrieben?" rief der wüthende Ascanio, ein toller Junker im strengsten Sinne des Worts, von Zeit zu Zeit.

Aber der Gefragte antwortete nicht, er lief unaufhaltsam weiter.

„Ich werde Dich schon mürbe machen!" rief Ascanio. „Wenn Du nicht antwortest, jage ich Dich so lange durch den Wald, bis Du zu Boden sinkst!"

Da lichtete sich plötzlich der Wald, und der Weg führte über eine Brücke mit elegantem Geländer über die Parma. Rocheval, in seiner Todesangst, betrat die Brücke. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als der schmale Pfad am entgegengesetz-

ten Ufer durch ein starkes Eisengitter versperrt war. Wie ein Wahnsinniger rüttelte er an den Stäben, während Ascanio die kräftigsten Peitschenhiebe auf ihn führte, und schäumend seine Frage wiederholte.

Das Gitter war nicht zu erbrechen, und in dem Innern des Gartens erschien auch kein Mensch, der Rettung brachte. Der Schmerz trieb den armen Rocheval zu dem verzweifelten Entschlusse, sich zur Wehre zu setzen. Er wandte sich plötzlich, streckte beide Arme aus, und stürzte Ascanio entgegen. Sein langes, hageres Gesicht war mit Schmielen bedeckt, und vor dem Munde stand ein weißer Schaum. Wie ein Wahnsinniger hieb Rocheval mit seinen dürren Fäusten auf Ascanio ein.

„Ah," kreischte der Junker, dem die Faustschläge wie Hagel auf den Kopf fielen, „Du vergreifst Dich an mir? Das ist zu viel! Das ist zu viel!"

Wie ein zur Raserei gebrachter Eber, den die Hunde zerfleischt haben und der durch die letzte Kraftanstrengung sich zu retten und zu rächen sucht, hieb Rocheval, ein heiseres Geheul ausstoßend, um sich. Mit der Behendigkeit eines Panthers beugte sich Ascanio, umklammerte die langen Beine seines

Gegners, und drückte sie kräftig an sich, während Rocheval fortfuhr, seinen Kopf mit Faustschlägen zu bedecken. In der Hitze des Kampfes vergaßen Beide, wo sie sich befanden. Einige Augenblicke blieben sie in dieser Stellung, und die Kräfte schienen sich gleich zu sein. Da verlor plötzlich der lange Körper des Intendanten, von den Armen Ascanio's umklammert, das Uebergewicht. Beide fest in einander verschlungene Körper stürzten zur Seite, das schwache Geländer brach krachend zusammen, und der Knäuel der Kämpfenden sank in die Parma hinab. Der kleine Fluß war nicht tief, und obgleich die Kämpfer einen Augenblick in dem Wasser verschwanden, so geriethen sie dennoch nicht in Lebensgefahr. Beide erschienen wieder auf der Oberfläche. Ascanio, ein geschickter Schwimmer, schwamm dem nahen Ufer zu, während der lange Rocheval, der Kunst des Schwimmens unkundig, mit dem Kopfe aus dem Flusse emporsah, dessen murmelnde Wellen ihm den Hals umspielten. Als der Zögling sich am Ufer befand, stand der Hofmeister immer noch unbeweglich in der Parma. Das plötzliche, unerwartete Bad hatte das Feuer des Kampfes gedämpft, und der leichtfertige Ascanio, froh, daß

der Sturz in den Fluß keine schlimmern Folgen gehabt, mußte über das jämmerliche Gesicht lachen, das wie ein Kürbis auf der Oberfläche schwamm. Dem Intendanten fehlte der Muth, sich zu bewegen, denn er fürchtete tiefere Stellen zu betreten und zu ertrinken. Der Muthwille des Junkers war wieder erwacht.

„Können Sie schwimmen?" rief er lachend dem Bedrängten zu.

„Nein!" war die in einem kläglichen Tone ertheilte Antwort. „Sie tragen die Schuld an diesem Unglücke, jetzt helfen Sie."

„Unter der Bedingung," mein ehrwürdiger Freund, „daß Sie mir den Schreiber des Briefes nennen. Weigern Sie sich, so kehre ich nach der Stadt zurück, und lasse Sie in dieser nassen Situation."

Aber trotzdem Rocheval den Hals länger machen mußte, um das Eindringen des Wassers in den Mund zu verhüten, so schwieg er dennoch.

„Immer noch halsstarrig?" rief Ascanio nach einer Pause. „Gut, so bleiben Sie, wo sie sind. Leben Sie wohl!"

Dann verschwand er hinter dem Ufergebüsch.

Es war nicht sein Ernst, Rocheval hülflos zurückzulassen, er wollte ihn durch die Angst zum Geständniß zwingen. Um seine Kleider von der Sonne trocknen zu lassen, trat er auf einen freien Platz, der vielleicht fünfzig Schritte von dem Ufer entfernt lag. Während er hier, beschienen vom heißen Sonnenstrahle, über seine Lage nachdachte, erschien dem Bedrängten ein Retter vom entgegengesetzten Ufer. Der Gärtner Montoni's, der in der Nähe arbeitete, war durch das Krachen des Brückengeländers angelockt, und er trat in demselben Augenblicke an den Fluß, als Ascánio scheinbar seine Drohung ausführte. Rocheval sah ihn, und bat flehentlich um Hülfe. Der gute Landmann zögerte nicht; er holte eine lange Stange herbei, und reichte die eine Spitze derselben dem Bedrängten, während er die andere festhielt. Rocheval machte schnell Gebrauch von diesem Rettungsmittel, er erfaßte die Stange und setzte seine Beine in Bewegung. Je näher dem Ufer, je seichter ward das Wasser. Nach kaum zwei Minuten stand er auf dem festen Lande.

„Mein Freund,“ sagte Rocheval, erfreut seine Rettung nicht dem boshaften Ascanio verdanken zu müssen, „bewohnen Sie ein Häuschen allein?“

„Ja, Signor.“

„So gestatten Sie mir, daß ich dort meine zerstörte Toilette ein wenig ordne. Sie leihen mir einige Ihrer Kleider, damit ich die meinigen trocknen kann, und dafür erhalten Sie ein Geschenk von mir. Sie werden es so einrichten, daß ich von den Bewohnern des Landhauses nicht bemerkt werde.

Mehr aus Mitleiden mit dem armen langen Manne, der vor Ermattung am ganzen Körper zitterte, als aus Rücksicht für das versprochene Geschenk, willigte der Gärtner ein. Auf umbüschten Wegen gelangten sie zu dem niedlichen Häuschen, das versteckt zwischen einer dichten Baumgruppe lag, und durch einen weiten Blumengarten von der Villa getrennt ward.

„Meine Frau ist in dem Gemüsegarten beschäftigt,“ sagte der Landmann. „Treten Sie ein, man wird Sie nicht sehen.“

Der Intendant des Grafen del Dongo trat in das kleine, freundliche Stübchen des Erdgeschosses.

„Sind Sie kinderlos?“ fragte er, nach allen Seiten hin spähend.

„Für den Augenblick, ja.“

„Was heißt das?“

„Ich habe zwei Töchter, von denen die älteste an einen braven Handwerker in Parma verheirathet ist; die zweite dient in der Villa Signor Montoni's, und ich sehe sie nur selten, da sie zugleich die Dienste des Kammermädchens bei Signora Julia versieht.“

Der Gärtner, ein schon bejahrter Mann von kräftiger Gestalt, holte nun seine Sonntagskleider herbei, die Rocheval mit seinen völlig durchnäßten wechselte. Der lange Mann bot einen seltsamen Anblick dar, so daß der Gärtner sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, als er den seltsamen Gast betrachtete.

„Wie ist es geschehen, Signor, daß Ihnen das Unglück, mit dem Brückengeländer in die Parma zu stürzen, begegnete?“ fragte er theilnehmend.

Rocheval schämte sich, den wahren Grund zu sagen, und seiner Erfindungsgabe ward es nicht schwer, dem schlichten Landmanne ein Mährchen aufzubinden, das ihm glaubhaft erschien.

Eine Stunde später kam die Frau des Gärtners zurück und bereitete ein einfaches Mittagsessen, an dem Rocheval als Gast theilnahm. Gegen Abend trat er den Rückweg nach der Stadt

an. Er faßte den Beschluß, das Haus des Grafen del Dongo nicht wieder zu betreten, sondern in sein Vaterland zurückzukehren, nachdem er mit Montoni einen bindenden Contract abgeschlossen haben würde. Die Nacht brachte er bei einem Freunde zu, einem französischen Zahnarzte.

Von Ascanio haben wir zu berichten, daß er nach kurzer Zeit mit dem festen Vorsatze zu dem Ufer zurückkehrte, seinen Hofmeister aus der bedrängten Lage zu befreien, wenn er auch die Auskunft über den Brief nicht ertheilen sollte, denn er war der Ansicht, daß der lange Franzose genug gelitten habe. Wie groß war sein Erstaunen, als der Kopf nicht mehr auf der Wasserfläche schwamm. Ruhig rieselten die Wellen dahin, und nirgends an beiden Ufern zeigte sich etwas, das ihm die Spur des Entschwundenen andeutete.

„Der Unglückliche ist ertrunken!" flüsterte Ascanio bestürzt.

Er rief den Namen des Intendanten, lief am Ufer auf und ab — vergebens, sein Bemühen blieb ohne Erfolg.

„Ist er wirklich verunglückt," dachte der Junker, „so trägt er selbst die Schuld an seinem Geschicke,

warum war er so hartnäckig in seinem Schweigen. Hat er sich gerettet, so wird er sich schon wieder einfinden. Für mich ist es am Besten, wenn ich nach Hause zurückkehre, und ruhig abwarte, was sich herausstellt."

Der junge Graf eilte nach dem Wagen, warf sich hinein, und befahl dem Kutscher, nach Parma zu fahren „Monsieur Rocheval," fügte er hinzu, „wird durch Geschäfte noch zurückgehalten."

Siebentes Kapitel.

Seit der Entfernung Julia's aus seinem Palaste war mit Eleonor eine große Veränderung vorgegangen Das Leben erschien ihm nicht mehr so gleichgültig als früher, er fühlte sich durch wunderbare, geheimnißvolle Bande daran gefettet. Selbst die Reise nach Paris, wo er sich der regsten Thätigkeit hingeben und in den Cirkeln großer Gesellschaften Zerstreuung suchen wollte, erfüllte ihn mit einer Befürchtung, deren Grund er vergebens zu erforschen suchte.

Eine Annäherung an Julia wagte er nicht, denn er betrachtete sie nicht als seine Frau, sondern als ein armes Mädchen, dessen Unglück er verschuldet.

„Mag sie Ascanio lieben oder nicht," dachte er; „ich habe ihm mein Wort gegeben, sie nicht

als meine Frau zu betrachten, und es wird geschehen. Wie die Welt auch urtheile, ich werde als Ehrenmann handeln. Julia gegenüber ist das Urtheil des französischen Kriegsgericht vollzogen — ich bin todt!"

Schon nach einigen Tagen sandte der Cardinal, wie er versprochen, den amtlichen Erlaß, worin die Ehe des Grafen von Malatesti mit der Tochter des Juweliers Montoni für unauflösbar erklärt ward. Dieser Erlaß stützte sich auf dieselben Gründe, die der Cardinal bereits in seinem Privatschreiben angegeben hatte, das dem Leser bekannt ist.

Eleonor befand sich in einer Stimmung, die ihm einen Aufschub seiner Abreise wünschenswerth erscheinen ließ. Er suchte, unter dem Vorwande, daß er einer längern Zeit zum Ordnen seiner Privatangelegenheiten bedürfe, darum nach, und die Erlaubniß dazu ward ihm nicht versagt.

„Ich darf es wagen," dachte er, „denn Julia lebt in dem Hause ihres Vaters. Auch habe ich meinem Gesuche den richtigen Grund untergelegt, denn das Ordnen des Verhältnisses zu meiner Frau ist die wichtigste meiner Privatangelegenheiten und ehe es nicht erfolgt, kann ich nicht ruhig abreisen."

Der Graf gab diesen Gedanken unwillkührlich eine andere Deutung, als die, welche sich im Interesse Ascanio's erwarten ließ, und leise regte sich der Wunsch in ihm, daß Julia den Uebertritt zum Protestantismus verschmähen möge. Die Beantwortung der Frage: was ist dann zu thun? überließ er dem Schicksale. Er bestieg sein Pferd und unternahm einen Spazierritt, der ihn, ohne daß er es wollte, zu dem Landhause des Juweliers führte. Er wußte von Lisa, der alten Kammerfrau seiner Mutter, daß Julia sich in der Villa befand, und daß der Vater aus Gesundheitsrücksichten sie begleitet habe. Die Ehre verbot ihm, einen heimlichen Besuch abzustatten, und sein Herz nährte den Wunsch, daß der Zufall ein Zusammentreffen mit Julia herbeiführen möge. Langsam umritt er das Gitter des Parks, von dem er erfahren, daß er Montoni gehör — außer den Arbeitern sah er keine Person. Mißmuthig ritt er nach der Stadt zurück, und mehr als einmal seufzte er: ist es doch, als ob der verübte Frevel an dem Sacramente der Ehe selbst seine Strafe mit sich führte.

Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als ein Diener erschien.

„Was willst Du?"

„Es ist Jemand im Vorzimmer, der den Herrn Grafen zu sprechen wünscht."

„Ich bin für Niemanden zu Hause!" antwortete Eleonor, der sich nicht in der Stimmung befand, einen Besuch zu empfangen.

„Er bittet dringend darum, gnädiger Herr."

„Nannte er seinen Namen?"

„Pepito."

Des Grafen bemächtigte sich eine leichte Verwirrung, als er den Namen des Schließers hörte, der ihm so oft gegen seine Instruction heimlich die Gefängnißzelle geöffnet hatte. Mit diesem Gedanken brachte er den an Julia in Verbindung.

„Laß ihn eintreten!" sagte er rasch.

Der Diener entfernte sich.

Eleonor warf sich auf einen Stuhl, und erwartete ungeduldig den Schließer, dessen Kommen er einen wichtigen Grund unterlegte.

Pepito trat ein; er war einfach bürgerlich gekleidet, und eine sichtliche Befangenheit sprach sich in seinen nicht unangenehmen Zügen aus, als er das prachtvolle Gemach betrat, und den Grafen er=

blickte. Nachdem er sich ehrfurchtsvoll verbeugt, sagte er schüchtern:

„Ich komme, gnädiger Herr, um Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Heirath zu bringen."

„Dieser Wunsch kommt zur passenden Zeit!" dachte Eleonor mit einem bittern Gefühle. „Während ich vergebens auf Mittel sinne, meine Heirath zu lösen, wünscht man mir Glück dazu. Ich danke Dir, Freund Pepito!" sagte er laut. „Tritt näher und sage mir ohne Furcht, was Du auf dem Herzen hast."

Der junge Mann trat tiefer in das Zimmer.

„Herr Graf," sagte er, nach der freundlichen Anrede freier athmend, „zeihen Sie mich nicht des Eigennutzes — wie ich denke, so denken fast Alle in Parma."

„Und was denkt man?"

„Daß es viel freisinnige große Herren giebt, daß sie es aber nur den Worten nach sind, weil unsere neue Herzogin selbst eine sehr liberale Dame ist — aber bei Ihnen, sagen sie, ist es anders, denn der Graf von Malatesti hat die Tochter eines Kaufmanns geheirathet, und tritt mit dem Volke in Verwandtschaft. Wohin man hört, spricht man

von dem Sohne des seligen Herrn Ministers, der in die Fußtapfen seines Vaters tritt. Alle freuen sich über das Glück Signora Julia's — man meint, sie verdiene es, wie keine andere — —"

Pepito stockte plötzlich, eine flammende Röthe überzog sein Gesicht, als ob er zu viel gesagt hätte, und sein Auge senkte sich zu Boden.

„Wenn meine Heirath einen solchen Eindruck ausgeübt," dachte der Graf, „welches Aufsehen wird die Scheidung machen, im Falle Julia darauf eingeht. Ich müßte mich übrigens sehr täuschen, wenn dieser Bursche nicht von Gianina abgesendet wäre, die, soviel ich aus ihrem letztem Gespräche bemerkt habe, über die Scheidung entrüstet ist. Wollen sehen, wohin es hinausgeht. Tritt noch näher, Freund Pepito!" rief er. „Was führt Dich zu mir? Was willst Du?"

„Was ich will?" stammelte verlegen der junge Mann, und man sah es ihm deutlich an, daß er nur gezwungen diese Mission unternommen hatte. „Herr Graf, ich bin seit einiger Zeit verheirathet."

„Verheirathet?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Mit Gianina."

„Ah, dann wünsche ich Glück! Du hast Dir eine hübsche Frau gewählt."

„Aber auch eine gute Frau, Herr Graf. Wenn sie nur irgend in ihrem beschränkten Wirkungskreise Gutes stiften kann, so unterläßt sie es gewiß nicht. Gianina ist zwar ein wenig rasch und aufbrausend, aber sie besitzt ein weiches, vortreffliches Herz."

„Daran zweifele ich nicht."

„Aus diesem Grunde ist ihr mein Amt auf der Citadelle lästig, sie nennt es einen Teufelsdienst, zu dem sich eigentlich kein Mann von Charakter hergeben sollte. Ich weiß nicht, woher ihre plötzliche Veränderung kommt — aber seit einiger Zeit dringt sie darauf, daß ich mich nach einer andern Stelle umsehe, und mit ihr die Gefängnisse verlasse, deren Anblick ihr schrecklich ist, wie sie sagt. Vetter Gennaro befindet sich besser, und kann seinen Dienst wieder versehen."

„Ich errathe!" sagte lächelnd der Graf. „Und nun soll ich Dir behülflich sein."

„Gehe zu dem Herrn Grafen, sagte Gianina

diesen Morgen zu mir; er ist der Gemahl meiner einzigen und besten Freundin, er wird Dir jedenfalls durch sein Ansehen einen Posten bei dem Zollwesen, oder eine Anstellung als Secretair verschaffen."

„Als Secretair?"

„Sie wundern sich, gnädiger Herr, daß ein Gefängnißschließer so hoch hinaus will?" fragte Pepito in einem bescheidenen Tone.

„Ich gestehe es offen."

„Und Sie haben Recht, denn bei einem Schließer erwartet man weder Kenntnisse noch Bildung, ein rauhes, hartes Gemüth allein macht ihn fähig zu einem solchen Posten."

„Ein solches hast Du nicht gezeigt, so lange ich Dich in der Ausführung Deiner Obliegenheiten beobachten konnte."

„Das wollte ich damit nicht andeuten," sagte Pepito verlegen; „ich bedauere nur, daß ich mich nicht so ganz zeigen konnte, wie ich wohl gemocht hätte. Das strenge Handwerk unterdrückt jede bessere Regung, und es ist ganz natürlich, daß man sich überall verhaßt machen muß."

Der Graf sah den jungen Mann verwundert an.

„Dann begreife ich nicht," rief er, „wie Du auf die Citadelle gekommen bist! Das Benehmen, das Du in diesem Augenblicke beobachtest, läßt mich einen gewissen Grad von Bildung voraussetzen, die Dich einer bessern Stellung werth macht."

„Gnädiger Herr," antwortete Pepito verwirrt, „ich meldete mich zu dem Posten des Schließers, weil ich in der Nähe Gianina's sein wollte."

„Also die Liebe hat Dich dazu getrieben! Das ist in der That eine heroische Ueberwindung, die verdient, daß sie belohnt werde."

„Sie ist belohnt," antwortete Pepito mit vor Freude strahlenden Augen, „denn das Mädchen, das ich liebe und dem ich das Opfer brachte, ist ja jetzt meine Frau. Und müßte es sein, könnte ich keine Veränderung meiner Lage herbeiführen, so würde ich auch ferner noch die Unannehmlichkeiten meines Amtes gern ertragen. Aber ich fürchte nur, daß ich mit der Zeit zu einem andern Posten untauglich werde; man vergißt das Wenige, was man gelernt hat, und die Sitten werden rauh wie der Dienst, den man täglich ausübt."

„Diese Folgerung ist richtig! Wer bist Du denn, wer sind Deine Eltern, Pepito?" fragte der

Graf, der an dem ruhigen, verständigen jungen Manne ein großes Interesse fand. „Rücke einen Stuhl heran, setze Dich, und theile mir Deine Vergangenheit mit, vielleicht ist es mir möglich, etwas zur Verbesserung Deiner Lage beizutragen.“

Pepito nahm ehrerbietig Platz.

„Wer ich eigentlich bin, weiß ich selbst nicht.“

„Das weißt Du nicht?“

„Nein!“

„Hast Du Deine Eltern nicht gekannt?“

„Ich habe sie nie gesehen, habe auch nie erfahren, wer sie sind.“

„Es muß aber doch Jemand in Deiner Jugend für Dich gesorgt haben. Wo hast Du gelebt, Deine Erziehung genossen?“

„Ach, Herr Graf, über meiner ersten Jugend liegt ein geheimnißvoller Schleier ausgebreitet, den zu heben mir, trotz allen Anstrengungen, unmöglich war. So weit ich in meine Vergangenheit zurückdenken kann, erinnere ich mich, daß ich mich bei einem alten Professor in Piacenza befand, den ich Onkel nannte.“

„Wie hieß der Professor?“

„Trespolo, gnädiger Herr.“

„Ich kenne alle Gelehrte jener Stadt; diesen Namen habe ich nie gehört."

„Der Professor Trespolo bekleidete keine Stelle an einer öffentlichen Lehranstalt, er bewohnte ein kleines Haus in einer einsamen Straße, das er nur dann verließ, um in den Bergen und am Ufer des nahen Po zu botanisiren. Seine Zimmer waren mit Pflanzen, Vögeln und Insecten angefüllt, und täglich mehrte er die Anzahl dieser Dinge. Eine alte, mürrische Magd, Barbara, sorgte für meine Kleidung und Nahrung, und als ich das schulfähige Alter erreicht hatte, begann der Professor mich zu unterrichten. Ich muß bekennen, daß der alte Onkel sich große Mühe gab, mir die Kenntnisse beizubringen, die zu einer sogenannten klassischen Bildung erforderlich sind. Wir trieben Lateinisch, Griechisch, Geschichte, Geographie, und vor allen Dingen Botanik, der er mit der größten Vorliebe oblag. Später begleitete ich ihn auf seinen Streifzügen und ordnete die Sammlungen der Käfer, Insecten, Vögel und Pflanzen. Der alte Mann mußte Privatvermögen besitzen, denn, obgleich er sich keines Erwerbes befleißigte, der Mangel kehrte nie bei uns ein. Onkel Trespolo hielt mich sehr streng,

und wenn die mürrische Jungfrau Barbara mich ihre Abneigung fühlen lassen konnte, so geschah es gewiß mit der ihr angeborenen Energie. Beklagte ich mich bei dem Onkel, so antwortete er: Gott züchtigt die, die er lieb hat. Man muß die Hand küssen, die eine gerechte Strafe austheilt. Je mehr ich heranwuchs, je härter behandelte man mich, und anstatt wahrer Liebe, empfand ich eine Furcht vor dem alten Manne, die später meinem ganzen Wesen etwas Gedrücktes, Scheues verlieh. Die Liebe der Eltern fehlte mir, und da ich nicht wußte, ob ich ein Recht an die Fürsorge des alten Professors hatte, ertrug ich geduldig die oft grausame Behandlung. Ich hielt mich für eine Waise, der man Wohlthaten zuwirft, um sie nicht verhungern zu lassen. Mit dieser Ansicht stand aber der Unterricht im Widerspruch, den mir der Alte ertheilte. So stiefväterlich er mich sonst behandelte, so gewissenhaft ging er mit den Unterrichtsstunden zu Werke. Bei schmaler Kost, die man für meine Gesundheit nöthig hielt; unter oft harten Züchtigungen, die ich selten verdient hatte, und unter emsigen Studien, denen ich deshalb nicht mit besonderer Vorliebe oblag, weil ich sie als eine ge-

zwungene Arbeit betrachtete, verfloß meine Zeit. Der Professor Trespolo ward täglich grämlicher, und Barbara, die stets kränklich war, ward täglich mürrischer, obgleich ich ihr bei der häuslichen Arbeit soviel als möglich an die Hand ging. Ach, Herr Graf, ich fühlte mich so einsam, so unglücklich in dem Hause des Professors, daß ich alle die fröhlichen Knaben beneidete, die mit ihren Schulmappen unter unserm Fenster vorübergingen. Ich fühlte das Drückende, das Unwürdige meiner Lage, aber mir fehlte der Muth, es von mir zu werfen. Wer sind denn eigentlich die beiden Menschen, fragte ich mich oft, die mich stets wie einen Bettler, oder wie einen verderbten Knaben behandeln, den man, bei seinem boshaften Charakter, durch grausame und beharrliche Strenge zur Besserung führen muß? Der Professor ist nicht mein Vater, und Barbara ist nicht meine Mutter — warum dulde ich die entwürdigende Behandlung? Meine Furcht verwandelte sich bald in Haß und Abneigung und eines Abends, als man mich hungrig zu Bett gehen ließ, beschloß ich, mir über meine Lage Aufklärung zu verschaffen, und wo möglich eine Veränderung herbeizuführen. Ich zählte damals sieb-

zehn Jahre, und fühlte moralische und physische Kraft genug, mir eine Bahn durch das Leben zu brechen. Schlaflos verbrachte ich die Nacht, und als ich am nächsten Morgen in das Studierzimmer des Professors trat, gab mir seine erste, harte Anrede sogleich Gelegenheit, meinen Entschluß auszuführen."

„Herr Professor, begann ich, Sie haben mir bisher über mancherlei Dinge Belehrung ertheilt, für die ich Ihnen stets dankbar sein werde; das Wichtigste aber haben Sie vergessen."

„Signor Trespolo sah mich einen Augenblick im höchsten Erstaunen an; es schien selbst, als ob ihn meine Kühnheit, die er nicht geahnt hatte, unfähig zum Reden machte."

„Was, was habe ich vergessen? rief er endlich schnarrend. Will der Schüler seinen Lehrer hofmeistern? Will der Bettler den Wohlthäter schmälen, weil er ihm nicht genug giebt?"

„Die zur Gewohnheit gewordene Furcht hielt mich ab, meinem Ehrgefühle Worte zu verleihen; ich begnügte mich, meinen Plan zu verfolgen."

„Es kann mir nicht in den Sinn kommen,

meinem Lehrer Vorwürfe zu machen, denn er hat mich zu dem herangebildet, was ich bin."

„Nun, was bist Du denn? rief zornig der Alte, der mit glühenden Augen und bebenden Lippen vor mir stand."

„Ich bin ein Mensch, der ferner nicht nöthig hat, zu betteln, der Fähigkeiten in sich fühlt, sein Brod zu verdienen. Diese Fähigkeiten verdanke ich Ihnen."

„Elender, Du weißt, was Du mir schuldest, und dennoch wagst Du es, in einem solchen Tone mit mir zu reden? Hüte Dich vor meinem Zorne!"

„Und dabei zeigte er mir die geballte Faust, als ob er mich schlagen wollte."

„Ihren Zorn fürchte ich nur dann, gab ich ruhig zur Antwort, wenn ich ihn verdient habe."

„Du hast ihn verdient, denn Du erinnerst mich frech, daß ich etwas vergessen habe. Ich weiß, was ich thue, ich weiß, wieweit ich gehen kann, und erkenne, was Dir zu wissen frommt."

„In diesem Falle werden Sie mir ohne Weigern sagen, wer meine Eltern sind, oder, wenn sie nicht mehr am Leben, wer sie waren."

„Der Zorn des Professors schien sich plötzlich

gelegt zu haben, er wandte sich ab, suchte zwischen den Büchern seine Brille hervor, und befestigte sie auf der Nase."

„Sie sind mein Onkel, fuhr ich fort, wenigstens hat man mich gelehrt, Sie so zu nennen — ist es nun Nothwendigkeit, daß man mich Ihrer Obhut anvertraut hat, oder hatte mein Vater eine gute Absicht, indem er mir seine eigene Fürsorge entzog — ich bin auf dem Punkte angelangt, Herr Onkel, wo ich das wissen muß, um mein Benehmen ferner danach einzurichten. Daß es nur auf Ihren Willen ankommt, mir Aufklärung zu geben, ist unzweifelhaft, und darum bitte ich Sie dringend —"

„Schweig, Pepito, murmelte er; auf meinen Willen kommt es nicht an."

„Hat man es Ihnen verboten, mir meine Eltern zu nennen? fuhr ich beharrlich fort."

„Frage mich nicht!"

„Wollen denn meine Eltern nichts von mir wissen?"

„Ich habe weiter keinen Auftrag als den, Dir eine gute Erziehung zu geben. Du bist siebzehn Jahre, hast einen wohlgebildeten Körper und einen

nicht minder gebildeten Geist — aber Du weißt lange noch nicht genug, um als ein anständiger Mann durch das Leben zu kommen, darum schweige, betrachte mich als Deinen Vater und Lehrer, und kümmere Dich nicht um Dinge, die Du nicht entbehrst."

„Aber was soll denn aus mir werden?"

„Thue Deine Pflicht, das heißt, studiere, das Uebrige wird sich finden."

„Nun begannen die Unterrichtsstunden, die von Morgens bis Mittags dauerten. Der Professor war gewissenhaft in der Erfüllung seines Auftrags, mir eine gute Erziehung zu geben, wie er gesagt hatte — schon im siebzehnten Jahre kannte ich alle Schriftsteller jener klassischen Nationen, ich war ein tüchtiger Botaniker, Entomologe, Geograph und Geschichtskundiger, und kannte mit einem Worte alle Sachen, die für einen Mann wie dem Onkel, aber nicht für einen jungen Menschen taugen, der sich einen Weg durch das Leben bahnen will. Zu dieser Erkenntniß gelangte ich später, als ich den Professor verließ."

Der Graf, der Pepito mit Erstaunen angehört, fragte:

„Wann verließest Du den Professor?"

„Verzeihung, gnädiger Herr, ich komme gleich dahin. Doch zuvor erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch einen Umstand mittheile, der in meiner Geschichte von großer Wichtigkeit ist. Nach jener Unterredung fühlte ich mich unglücklicher als je. Tausend Gedanken erwachten, und machten mir das Leben zur Last, nicht etwa weil der Professor Trespolo und Jungfrau Barbara ihre demüthigende Behandlung fortsetzten, sondern weil ich mich als ein verstoßenes Kind betrachtete. Daß ich zu meinen Hausgenossen in keiner verwandtschaftlichen Beziehung stand, war mir längst klar."

„Was soll aus mir werden? fragte ich den Professor wieder. Warum nennen Sie mich einen Bettler, wenn Sie im Auftrage gewisser Personen handeln?"

„Der alte grämliche Mann ward wüthend, und schlug mit einem Rohrstocke nach mir. Jetzt versuchte ich mein Heil bei Barbara, von der ich wußte, daß sie schon lange im Dienste des Professors stand. Ich ging ihr mehr als sonst bei den häuslichen Arbeiten zur Hand, schmeichelte ihr und sprach von meiner Dankbarkeit wegen ihrer mütter-

lichen Fürsorge. Als ich glaubte, daß sie sich in einer mir günstigen Stimmung befand, knüpfte ich über den bewußten Punkt eine Unterredung mit ihr an."

„Barbara, wie lange sind Sie im Hause meines Onkels? fragte ich."

„Warum? entgegnete sie mit einem Seitenblicke, der mir wenig Aussicht für das Gelingen meines Planes gab."

„Ich möchte wissen, wem ich es verdanke, daß ich hier im Hause bin."

„Und das glaubst Du von mir zu erfahren?"

„Ja, Jungfrau Barbara."

„Wie soll ich das wissen! rief sie in ihrem gewöhnlichen, verdrießlichen Tone."

„Wer brachte mich denn? fragte ich schmeichelnd."

„Keine Antwort."

„Wer sagte Ihnen, daß Sie für mich sorgen sollten?"

„Der Herr Professor."

„Sonst niemand?"

„Nein. Und nun frage mich nicht weiter, denn ich weiß nichts mehr."

„An wen soll ich mich nun wenden, wenn ich einmal aus dem Hause muß? Der Onkel ist alt, er kann bald sterben —"

„Bei diesen Worten erheiterte sich das runzlichte Gesicht der alten Wirthschafterin, und der Ton ihrer Stimme ward plötzlich ein anderer, als sie sagte:"

„Glaubst Du, daß der Onkel nicht lange mehr leben wird? Es ist wahr, er ist sehr alt, und in letzter Zeit war er häufig krank. Bei alten, gebrechlichen Leuten kann der Tod sehr rasch kommen."

„Und was beginne ich dann? fragte ich mit einer Traurigkeit, die nicht erkünstelt war, denn mir bangte wirklich vor der Zukunft."

„Pepito, sagte die alte Jungfrau, kümmere Dich um nichts, frage den Herrn Professor nicht weiter in Betreff dieses Gegenstandes, denn er glaubt, Du willst ihn beerben, und daher ist er stets erbittert, wenn Du über eine Angelegenheit sprichst, die ihn an seinen Tod erinnert. Ich habe mir vorgenommen, so lange für Dich zu sorgen, bis Du Dich selbst ernähren kannst, vorausgesetzt, daß der Onkel für Dich nichts thut."

„Als ich noch weiter in sie drang, wies sie

mich mit ihrer gewöhnlichen Grobheit ab. Alle meine Bemühungen blieben fruchtlos, und ich fühlte mich stets einsamer in dem Hause, das ich seit meiner Kindheit mit diesen sonderbaren Menschen getheilt hatte. Eines Abends spät, als ich noch bei meinen Büchern saß, ward ich, ohne es zu wollen, Zeuge eines Gesprächs, das in der an mein Stübchen grenzenden Schlafkammer des Professors, der sich unwohl fühlte, stattfand. Ich mußte über die alte Magd staunen, die mit bewunderungswürdiger List dem Professor das Geständniß entlockte, daß sie bis an ihr Lebensende versorgt sei. Von meiner Person wurde nur flüchtig erwähnt, daß ich weder durch mein Betragen, noch durch sonst einen Grund Ansprüche auf seine fernere Sorge habe, er, der Professor, habe schon mehr gethan, als ihm obläge. Die beiden Personen trennten sich. Am nächsten Morgen war der Onkel sehr krank, man mußte nach einem Arzte schicken. Den dritten Tag ließ mich der Kranke an sein Bett kommen. In Gegenwart Barbara's, die nicht einen Augenblick das Zimmer verließ, sagte er mit schwacher Stimme:"

„Sollte es Gott gefallen, meine Seele zu sich zu nehmen, so bleibt ruhig noch ein Jahr in meinem

Hause, ich habe die Bestimmung getroffen, daß Euch niemand störe. Hat sich bis dahin keine Person eingefunden, die Pepito abholt, so bleibt es Barbara überlassen, was sie thun will. Du, mein Sohn, hast meine Kenntnisse geerbt, die Dich vor Mangel schützen werden, wenn Du sie richtig anwendest; es ist demnach billig, daß ich meine wenigen materiellen Güter meiner treuen Dienerin hinterlasse."

„Trotz der harten, entwürdigenden Behandlung, die ich in letzter Zeit noch erduldet, und die mich eine Veränderung meiner Lage sehnlichst wünschen ließ, traten mir bei dem Anblicke des alten sterbenden Mannes die Thränen in die Augen. Weinend ergriff ich seine abgemagerte Hand, und drückte sie an meine Lippen."

„Onkel, rief ich, der Himmel wird gnädig sein, und Sie dem Leben und der Wissenschaft noch ferner erhalten! Die Krankheit geht mit Gottes und unserer Hülfe vorüber."

„Da sah mich der Professor Trespolo zum ersten Male mit einem schmerzlichen, mitleidigen Lächeln an; er wollte sprechen, aber ein heftiger Krampfanfall hinderte ihn daran. Mit großer Anstrengung erhob er die Hand, und deutete auf Bar-

bara, die neben mir stand, als ob er sagen wollte, wende Dich an sie, sie wird Dir mittheilen, was mir unmöglich ist. Nach einiger Zeit war der Anfall vorüber, aber er hinterließ den Kranken in einer Verfassung, daß er nur die Worte stammeln konnte:"

„Barbara, die Anweisung gehört ihm — ich will es — Du wirst sie ihm geben. Erfülle den letzten Wunsch eines Sterbenden!"

„Ein zweiter, heftigerer Krampfanfall trat ein, und der Professor Trespolo verschied unter gräßlichen Zuckungen. Acht Tage nach dem Begräbnisse — ehe erlaubte es mir mein Gefühl nicht — wandte ich mich an die eben nicht sehr betrübte Barbara, die nun als Herrin im Hause waltete. Ich gab ihr zu erkennen, daß mir das einsame Leben lästig sei, und daß ich das Haus verlassen wolle, wenn sie den letzten Willen des Sterbenden erfülle."

„Du willst nicht das Jahr bei mir ausharren? fragte sie mit einem Lächeln der Zufriedenheit."

„Ich kann nicht, Barbara, es treibt mich in die Welt hinaus."

„Nun gut, ich werde Dich nicht abhalten. Wenn aber die Person kommen sollte, von welcher der Professor in seinen letzten Augenblicken sprach?"

„Ich werde Ihnen Nachricht von meinem Aufenthaltsorte geben, und wenn der Person an mir etwas liegt, wird sie mich ohne Zweifel dort aufsuchen."

„Gut, sagte Barbara, die zufrieden war, daß sie sich eines Kostgängers mit gesundem Appetite entledigen konnte."

„Aber eine Bedingung habe ich dabei zu stellen."

„Welche?"

„Sie haben mit dem Vermögen des Professors die Verpflichtung übernommen, mich ein Jahr lang zu ernähren und zu kleiden — lösen Sie diese Verpflichtung durch eine Summe ab, über die wir uns einigen wollen, und deren ich zu meiner Reise bedarf."

„Barbara war zwar sehr geizig, aber meine Forderung mochte ihr nicht nur billig, sondern auch nothwendig erscheinen, denn sie fragte:"

„Und dann willst Du keine Ansprüche mehr an mich erheben?"

„Ja!"

„Sie ging in das Zimmer des Professors, und kam gleich darauf mit einem Kästchen zurück. Daß ich neugierig war, Näheres über die Anweisung zu

erfahren, von welcher der Verstorbene gesprochen hatte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Barbara öffnete das Kästchen, und holte ein Papier hervor, auf dem ich die Schriftzüge meines alten Lehrers erkannte. Lesen Sie selbst, Herr Graf, hier ist es."

Pepito holte ein kleines Portefeuille aus der Seitentasche seines Rockes, nahm ein Papier heraus, und überreichte es dem Grafen. Eleonor öffnete es, und las:

„Am 4. Juni des Jahres 1796 erhielt ich den Besuch einer Dame, die mir durch einen Freund aus Rom als zwar sehr reich, aber sonst in unglücklichen Familienverhältnissen lebend empfohlen war. Sie trug mir die Erziehung eines vierjährigen Knaben an, ihres Sohnes, den sie zu einem tüchtigen Manne herangebildet zu sehen wünschte. Ihre Verhältnisse, sagte sie, gestatteten ihr nicht, sich der Ueberwachung des Kindes zu unterziehen, wie es das Mutterherz ihr zur Pflicht machte. Sie bot mir ein jährliches Honorar von zweihundert Ducaten, und eine Vorausbezahlung auf fünf Jahre. Ich nahm den Vorschlag an, empfing den Knaben und tausend Stück Ducaten. Die Dame weigerte sich, mir

ihren Namen zu nennen, sie gab dafür so triftige Gründe an, die ich um so mehr ehrte, als sie mir mein Freund in Rom, ein würdiger, gelehrter Arzt, empfohlen hatte. Sie versicherte, daß nach Ablauf von fünf Jahren entweder der Knabe abgeholt, oder die Pensionsgelder abermals nach Uebereinkunft gezahlt werden sollten. Ich erzog den Knaben, den man Pepito nannte, und unterrichtete ihn. Die bedungene Frist verfloß, aber weder eine Dame erschien, noch ein Bote, der Geld brachte. Dessen ungeachtet fuhr ich in der Ausbildung meines Zöglings fort, dessen vorzügliche Fähigkeiten mich zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Jahr um Jahr verfloß, und die herzlose Mutter kümmerte sich weiter nicht um ihr Kind. Ich schrieb an meinen Freund nach Rom, und bat um Auskunft — er war gestorben. Mir blieb der Knabe und die Hoffnung auf die Zukunft. Da erhielt ich einen Brief aus Venedig, welchem eine Anweisung von tausend Ducaten auf den Grafen del Dongo in Parma beigeschlossen war. Brief und Anweisung trugen die Unterschrift „Leontine Firmiani"; sonst aber enthielten die Papiere nichts, was mir nähere Auf-

schlüsse geben konnte. Ich unternahm die Reise nach Parma, präsentirte dem Grafen die Papiere, und bat um Auszahlung. Der Graf versicherte, weder eine Leontine Firmiani zu kennen, noch je von ihr gehört zu haben; der ganze Handel gehe auf eine Mystification oder eine Prellerei hinaus, und er müsse ernstlich darum bitten, ihn nicht weiter zu behelligen. So blieb die Angelegenheit bis zu der Zeit, wo der denkende Knabe mich um seine Familienverhältnisse und seine Zukunft befragte. Was sollte ich ihm antworten? Die Wahrheit konnte ich, und die Unwahrheit wollte ich ihm nicht sagen. Ich fühlte mein Ende nahen, und um den verwais'ten Knaben nicht völlig ohne Hoffnung zu hinterlassen, habe ich das, was mir über ihn bekannt ist, niedergeschrieben, es ist ja möglich, daß er mit Hülfe dieser Andeutungen seine Mutter wiederfindet, wenn sie sich ihm nicht nähern sollte. Pepito ist dreizehn Jahre in meinem Hause gewesen, auf fünf Jahre ist das Pensionsgeld für ihn bezahlt, folglich habe ich noch für acht Jahre — eintausendsechshundert Ducaten — zu fordern. Diese Summe vermache ich meinem Zögling, und gebe

ihm Vollmacht, sie statt meiner in Empfang zu nehmen, wenn die Gelegenheit dazu geboten wird. Mehr kann ich nicht thun, und Pepito mag daraus erkennen, daß ich ihn für die Betrügerei seiner Mutter nicht verantwortlich mache.

Parma im Mai des Jahres 1809.

Trespolo, Professor."

Unter den Namen befand sich die gerichtliche Recognition, und das Siegel des Stadtgerichts von Piacenza. Der Erblasser hatte nichts versäumt, um die Wahrheit des Documents außer allen Zweifel zu setzen.

Eleonor betrachtete verwundert die Zeilen, die ihm um so merkwürdiger erschienen, als des Grafen del Dongo darin erwähnt war. Um sich eine Erklärung des Zusammenhangs zu ermöglichen, bat er Pepito, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Ich vereinigte mich also mit Barbara über die Abstandssumme von hundert Ducaten, und da dieses Papier, das sie mir als Eigenthum ließ, den Namen Leontine Firmiani bezeichnete, beschloß ich nach Venedig zu reisen, und sie aufzusuchen."

„Ein schwieriges Unternehmen," sagte Eleonor. „Da Dir jede nähere Andeutung fehlte —"

„Meine Bemühungen blieben erfolglos. Ich lebte ein Jahr lang in Venedig und suchte nach Kräften überall zu forschen — niemand kannte Leontine Firmiani, und von Barbara, die meinen Aufenthalt wußte, erhielt ich keinen Brief. Ich hätte vielleicht die Forschungen in der großen Stadt noch länger fortgesetzt, wenn mir das Geld nicht ausgegangen wäre. Als ich noch zwei Ducaten in der Tasche hatte, sann ich auf einen Broderwerb. Wo ich mich auch anbot — überall ward ich zurückgewiesen, da man meine Erzählung von dem alten Professor Trespolo für ein Mährchen, und mich für einen Abenteurer hielt, dem man nicht trauen zu dürfen glaubte. Fast von allen Mitteln entblößt, trat ich die Wanderung nach Piacenza an, um bei Barbara eine Zufluchtsstätte vor Mangel und Elend so lange zu finden, bis sich mir ein anderes Unterkommen zeigen würde. Nach einer einjährigen Entfernung klopfte ich an die Thür des einsamen Hauses, dem man in dieser Zeit ein neues Kleid angelegt hatte. Das sonst so finstere Gebäude hatte ein nettes, freundliches Ansehen bekommen. Die alte Barbara, dachte ich, sucht sich ihre letzten Lebenstage angenehm zu machen, und

da ich aus der Veränderung des Hauses auch auf eine Veränderung ihres zähen Charakters schloß, hoffte ich auf eine günstige Aufnahme. Auf mein Zeichen ward die Thür geöffnet. Statt der alten Wirthschafterin erschien ein ungewöhnlich starker Mann mit dicken, hochrothen Backen, einer plumpen Nase, einem breiten Munde und einem völlig haarlosen, glänzenden Kopfe. Er mochte mich wohl für einen Bettler halten, denn er fragte rauh und barsch:"

„Was will er?"

„Ich suche Jungfrau Barbara, die Wirthschafterin des verstorbenen Professors Trespolo, gab ich bestürzt zur Antwort, indem ich auf der Schwelle stehen blieb."

„Der dicke Mann sah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an."

„Meine Schwester ist vor einem halben Jahre gestorben, sagte er dann. Was will man von ihr?"

„Sie war meine Erzieherin, meine zweite Mutter, ich wollte sie besuchen."

„Barbara hat mir nichts von einem Pflegekinde gesagt, und ich habe keine Veranlassung, solchen Besuch zu empfangen."

„Nach diesen Worten schob mich der dicke Mann

auf die Straße hinaus, und schloß heftig die Thür. Da stand ich nun ohne Nahrung, ohne Obdach, ohne Freunde, arm und verlassen auf der weiten Welt. Bei dem zurückgezogenen Leben, zu dem mich der Professor angehalten, war ich in Piacenza ein Fremder geblieben. Ich erinnerte mich keiner Person, an die ich mich wenden konnte. Was sollte ich beginnen? Rathlos ging ich durch die belebten Straßen der Stadt, überall sah ich fröhliche Gesichter, hörte ich Freude und Jubel, denn es war ein Sonntag — nur ich konnte mich des Lebens nicht freuen, mir war, als ob ich der menschlichen Gesellschaft nicht angehörte. Ein unbeschreibliches, bitteres Gefühl bemächtigte sich meiner Brust, und ich muß bekennen, daß ich im Begriffe stand, meiner Mutter zu fluchen, die ihr Kind so rücksichtslos fremden Menschen hatte anvertrauen können. Todtmüde von der langen Tagereise, betrat ich ein kleines Wirthshaus, das vor dem Thore der Stadt lag. Für die letzten kleinen Münzen, die ich noch in meinem Lederbeutel hatte, erkaufte ich mir das Recht, in einer Dachkammer zu schlafen. Als ich am nächsten Morgen erwachte, fragte ich mich: was nun beginnen? Ich hielt mit mir selbst einen

Rath, und so leicht es mir früher geschienen, durch die Welt zu kommen, so schwierig fand ich es jetzt, wo ich allein für mich zu sorgen hatte. Ich ergriff das Papier des Professors, und begann aufmerksam zu lesen. Es ließ sich weiter kein Anhaltepunkt daraus herleiten, und die Anweisung von eintausendsechshundert Ducaten war für mich werthlos."

„Da fiel mir der Name des Grafen del Dongo auf, auf den Leontine Firmiani eine Anweisung ertheilt hatte. Zwar ersah ich aus dem Papiere, daß der Professor von ihm abgewiesen sei, allein ich schloß daraus, die Frau könne nicht ohne Grund Zahlung von ihm fordern, und beide Personen müßten nicht nur unter einander, sondern auch zu mir in Beziehung stehen. Piacenza war mir eben so fremd, als jede andere Stadt der Welt, und ich faßte den Entschluß nach Parma zu gehen, um bei dem Grafen noch einmal den Versuch zu wagen, meine Anweisung zu realisiren. Vielleicht bist Du glücklicher, als der Professor, dachte ich; der Graf sieht den hülflosen jungen Mann wohl mit andern Augen an, als die finstere Gestalt des nach Gelde geizenden Trespolo."

„Wie aber sollte ich die Reise nach Parma be-

werkstelligen? Dazu bot mir der Zufall die Hand. Als ich durch den Hof des Wirthshauses ging, schirrte ein Fuhrmann seine Pferde an einen Frachtwagen, und ich hörte aus einem Gespräche, das er mit dem Wirthe führte, daß er nach Parma fahre, um dort für einen Kaufmann Güter zu laden. Der Mann hatte ein mildes, gutmüthiges Gesicht, und mein Plan war sofort entworfen. Als er abfuhr, schloß ich mich ihm an, und neben den Pferden hergehend, bat ich ihn, mich mit nach Parma zu nehmen. Er forderte mich auf, seinen Wagen zu besteigen. Bald saß er neben mir, und nun begann ein Gespräch, in dem ich ihm meine Armuth und meine Hoffnungen entdeckte. Der gute Mann sorgte nicht nur während der Dauer der Reise für mich, er empfahl mich auch dem Wirthe in Parma, bei dem er einzukehren pflegte."

„Mein erster Weg war natürlich der zu dem Grafen del Dongo. Zitternd betrat ich seinen Palast, und ein Diener sagte mir zu meinem großen Schrecken, daß der gnädige Herr verreis't sei, und in acht Tagen erst zurückkehren würde. Diese trostlose Nachricht theilte ich dem guten Fuhrmanne mit, der ein lebhaftes Interesse für mich an den Tag legte. Das

ist freilich unangenehm, sagte er; da sich die Sache aber nicht ändern läßt, bleibt Ihnen nichts weiter, als die Rückkehr des Grafen ruhig abzuwarten."

„Allerdings, wandte ich ein; aber in meiner Lage, und da ich nicht weiß, wie meine Unterredung ausfällt, wird ein so langer Aufenthalt in der fremden Stadt mir unmöglich sein."

„Denselben Tag kündigte mir der Wirth an, daß ich acht Tage bei ihm wohnen könne. Dies hatte ich dem guten Fuhrmanne zu danken, von dem ich am nächsten Morgen gerührt Abschied nahm. Er war der erste Mensch, der mir eine Wohlthat erzeigte, und nie werde ich es vergessen. Nun benützte ich die Zeit, um Parma kennen zu lernen. Die herrlichen Spaziergänge vorzüglich gefielen mir, und träumend durchirrte ich oft stundenlang die einsamsten Theile derselben. Ein Wäldchen in der Nähe der Citadelle ward mein Lieblingsaufenthalt, und auf einer unter Gebüschen versteckten Steinbank las ich die Oden des Horaz, die ich stets bei mir zu tragen pflegte. Eines Tags überraschte mich ein starkes Gewitter, und ein wolkenbruchähnlicher Regen fiel so schnell zur Erde herab, daß ein junges Mädchen unter demselben Baume Schutz suchte, den

ich gewählt hatte. Es entspann sich eine Unterhaltung, und ich muß bekennen, daß das hübsche Mädchen einen tiefen Eindruck auf mich ausübte. Wir plauderten so eifrig, daß wir kaum den Vorübergang des Gewitters bemerkten."

„Nun muß ich fort! rief sie, als ein feuriges Abendroth durch die Bäume schimmerte."

„Wohin? fragte ich."

„In die Citadelle. Ich habe für meinen Vetter frisches Wasser aus der Quelle geholt, die dort aus dem Felsen sprudelt. Als der Regen so plötzlich herabschoß, suchte ich hier eine Zuflucht. Mein Krug steht noch dort."

„Ich begleitete sie zur Quelle, und trug dann den gefüllten Wasserkrug bis an das Thor der Citadelle. Hier reichte sie mir zum Danke die Hand, und verschwand lächelnd in der kleinen Pforte. Den nächsten Tag war ich um dieselbe Zeit wieder bei der Quelle. Auch das junge Mädchen erschien wieder, und wir grüßten uns wie alte Bekannte. Gianina beklagte sich, daß sie so viel zu thun habe, und bedauerte, sich nicht länger mit mir unterhalten zu können. Trotz dem aber blieb sie eine halbe Stunde, und ich trug ihr den Wasserkrug wieder

bis an das Thor. Meine neue Freundin war mir nach kurzer Zeit so lieb geworden, daß ich mit Schrecken an die Möglichkeit einer Abreise dachte. So kam der siebente Tag, und am nächsten Morgen mußte sich mein Geschick entscheiden. Mit einer wahren Todesangst ging ich zu dem Grafen. Er war zurückgekehrt, und man ließ mich ohne Umstände zu ihm. Ich sagte ihm, wer ich sei, schilderte kurz und bündig meine traurige Lage, und bat ihn, im Falle er nicht geneigt sein sollte, die Anweisung zu acceptiren, mir durch seinen Einfluß ein Unterkommen zu verschaffen. Der Graf sah mich mit seltsamen Blicken an, und schon glaubte ich aus seinen Mienen schließen zu dürfen, daß er mich nicht abweisen würde, als er plötzlich, wie von einer düstern Erinnerung ergriffen, die Brauen zusammenzog, und mir kalt erklärte, daß er für mich nichts thun könne."

„Diese Aeußerung ließ mich mehr deshalb erzittern, weil sie mir das Mittel raubte, mich länger meiner neuen Freundschaft zu erfreuen, als weil sie mir meine Zukunft abschnitt. Der Gedanke an Gianina gab mir den Muth, meine Bitte zu wiederholen. Da ward der Graf dergestalt von Zorn

übermannt, daß er mich einen zudringlichen Bettler nannte, den er durch seine Dienerschaft wolle aus dem Hause werfen lassen."

„Traurig kehrte ich in mein Wirthshaus zurück. Es war der achte Tag, und morgen sollte ich das Obdach verlassen, das mir gastfreundliche Menschen bisher so großmüthig gewährt hatten. Gegen Abend ging ich zur Quelle, um von Gianina Abschied zu nehmen. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Wie sonst, reichte sie mir mit fröhlicher, kindlicher Offenheit beide Hände. Ich konnte bei diesem Anblicke die Thränen nicht zurückhalten."

„Himmel, was ist Ihnen denn? rief sie erschreckt aus."

„Ach, Gianina, wir sehen uns heute zum letzten Male."

„Sie starrte mich an."

„Warum denn, Signor Pepito? flüsterte sie."

„Ich muß Parma verlassen."

„Wer zwingt Sie dazu?"

„Meine traurigen Verhältnisse."

„Wohin wollen Sie denn gehen?"

„Wohin mich der Zufall führt."

„Das begreife ich nicht! sagte sie verwundert."

„Ich bliebe gern hier, wenn es nur möglich wäre. Meine Hoffnung auf ein Unterkommen ist mir diesen Morgen zerstört.“

„Ein Unterkommen suchen Sie? rief sie rasch aus. Und weil Ihnen dies fehlt, wollen Sie auf's Gerathewohl in die Welt gehen? Nein, mein bester Freund, das darf ich nicht dulden. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie es ist, wenn man hülflos und verlassen dasteht. Seien Sie aufrichtig, treibt Sie nichts weiter fort von hier? fragte sie in einem so herzlichen Tone, daß ich ihr hätte mögen zu Füßen fallen.“

„Nichts weiter! versicherte ich.“

„Wir ließen uns neben der Quelle im Grase nieder, und ich mußte ihr meine Lebensgeschichte erzählen. Als ich geendet, sann sie einige Augenblicke nach.“

„Ich möchte Ihnen gern nützlich sein, sagte sie, denn unter diesen Verhältnissen ist eine Reise für Sie eine Unmöglichkeit. Wenn ich nur wüßte, ob Ihnen das, was ich Ihnen anzubieten vermag, nicht zu gering ist. Sie sind von einem gelehrten Professor gebildet, und machen wohl Ansprüche an eine Ihrer Bildung gemäße Stellung?“

„Darf ich denn wählen, Gianina, wenn sich mir nur eine Aussicht bietet? Parma ist mir jetzt der liebste Aufenthalt, und in Ihrer Nähe — —"

„Sie wollen in meiner Nähe bleiben?"

„Ja! Ich würde mich jeder Arbeit unterziehen."

„Vortrefflich! rief sie freudig aus."

„Unter der Bedingung, fügte ich hinzu, daß ich Sie täglich sehen und sprechen kann."

„Noch mehr, lieber Freund, Sie werden meine Arbeit theilen."

„Ach, dann wäre ich ganz glücklich!"

„Nun hören Sie mich an: mein Vetter ist der Oberschließer der Citadelle, und von ihm hängt die Anstellung der Leute ab, deren er bedarf. Jetzt ist so viel zu thun, da fast täglich neue Gefangene eintreffen, daß mein armer Vetter oft nicht weiß, wo ihm der Kopf steht. Erst vor einigen Tagen sprach er davon, sich nach einem zuverlässigen Manne umzusehen, der nicht allein mit den vornehmen Staatsgefangenen gut umzugehen, sondern ihm auch die Bücher zu führen verstehe. Mir scheint, Sie sind der Mann dazu, und wenn ich Sie em-

pfehle, unterliegt es keinem Zweifel, daß er Sie sofort annimmt."

„Sie können sich wohl denken, Herr Graf," sagte Pepito lächelnd, „daß ich Grund genug hatte, nicht lange zu wählen. Ich bat Gianina, mit dem Vetter zu sprechen, und mir eine Anstellung in der Citadelle zu erwirken. Am nächsten Morgen ward ich dem Oberschließer Gennaro vorgestellt, und schon um Mittag desselben Tages trat ich meinen Posten an. Der Widerwille, den mir die Erfüllung meiner traurigen Pflicht einflößte, ward durch Gianina's Nähe gemildert, und da auch der Vetter an mir Gefallen fand, fügte ich mich bald in meine Lage. Ich besorgte alle schriftlichen Arbeiten, erhielt die Bedienung der vornehmen Gefangenen, und ward nach kurzer Zeit schon die rechte Hand des Oberschließers. Meine Liebe zu Gianina wuchs mit jedem Tage, und nach zwei Jahren dachten wir daran, uns zu verheirathen. Vetter Gennaro aber wollte nicht einwilligen, bevor ich nicht ein kleines Kapital erworben, das unsere Zukunft sicher stellte. Du lieber Himmel, woher sollte ich ein Kapital nehmen, da meine ganze Einnahme kaum hinreichte, die Ausgaben für meine Bedürfnisse zu

bestreiten? Auch hier half mir ein günstiger Zufall, und ich gelangte in den Besitz von fünftausend Ducaten, und ward Gianina's Mann. Das ist meine ganze Lebensgeschichte."

„Du hast mir noch nicht gesagt," begann Eleonor nach einer Pause, „durch wen Du die zu Deiner Heirath erforderliche Summe erhalten. Vielleicht durch den Grafen del Dongo?"

„Nein, gnädiger Herr."

„Nun?"

„Eigentlich weiß ich es selbst nicht, woher sie kommt, denn Gianina händigte sie mir ein."

„Aber Gianina war doch arm, wie Du. Eine Summe von fünftausend Ducaten will verdient sein."

„Herr Graf," antwortete Pepito, „ich stehe als ein Bittsteller vor Ihnen, und nachdem Sie nun meine Lebensgeschichte kennen, muß ich Ihnen als ein Abenteurer erscheinen. Ich kann mich nur, um Ihnen ein Zeugniß meiner Ehrlichkeit zu geben, auf die kurze Zeit berufen, die ich die Ehre hatte, Sie zu bedienen."

„Mein Freund, ich setze durchaus keinen Zweifel in Deine Ehrlichkeit, aber über die genannte Summe möchte ich wohl Aufklärung haben."

Pepito gerieth in Verlegenheit.

„Gnädiger Herr," sagte er, „ich begehe zwar eine Indiscretion — aber wenn Sie darauf beharren — —"

„Hat man Dir verboten, darüber zu sprechen?"

„Nein."

„Nun, so theile mir Alles mit, was Du weißt."

„Gianina sagte mir, daß ich auf ehrliche Weise die Summe verdienen könne, die zu unserer Verheirathung nöthig sei. Und dabei zeigte sie mir ein Portefeuille mit Banknoten."

„Was forderte sie von Dir?"

„Daß ich um Mitternacht Ihre Gefängnißzelle und einen geheimen Gang unter dem Hauptwalle offen halten solle, damit Sie entfliehen könnten. Außerdem sollte ich Sie davon in Kenntniß setzen und zur Flucht veranlassen. Ich schrieb einen Brief, und steckte ihn durch die Stäbe des Gitters. Sie lehnten das Anerbieten ab — —"

„Jener Brief kam von Dir?" fragte der verwunderte Eleonor.

„Auf Veranlassung meiner Frau."

„Und wer veranlaßte Gianina dazu?"

„Darüber beobachtet meine Frau ein hartnäckiges Schweigen; sie versichert nur, daß das Geld ehrlich erworben ist.“

Der Graf erhob sich, und ging einige Augenblicke nachdenkend durch das Zimmer. Plötzlich blieb er vor Pepito stehen, der sich erschreckt von seinem Stuhle erhob.

„Pepito,“ sagte er aufgeregt, „mir liegt viel daran, den Namen des großmüthigen Freundes zu erfahren, der meine Rettung mit einem solchen Opfer erkaufen wollte. Ich habe vielleicht nur diesen einen wahren Freund auf der Welt, und Du begreifst wohl, daß ich ihn kennen lernen muß. Um den Preis dieses Geheimnisses erhältst Du eine Deiner Bildung angemessene Stellung. Ich gebe Dir hiermit mein Wort darauf.“

Und er reichte stürmisch dem Schließer die Hand.

„Herr Graf,“ sagte Pepito, „um Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen, theile ich Ihnen eine Muthmaßung mit, die ich seit Ihrem Abgange von der Citadelle hege. Ich kenne den guten und festen Charakter meiner Frau, und mein Versuch, von ihr das Geheimniß zu erfahren, wird jedenfalls erfolglos sein.“

„Was vermuthest Du?"

„Daß Ihre Gattin, Herr Graf, die Veranlassung zu den Vorbereitungen Ihrer Flucht gegeben hat."

„Meine Gattin?"

„Sie schulden keiner Andern Dank."

„Aus welchem Grunde vermuthest Du?" fragte Eleonor in freudiger Bestürzung.

Pepito zog sein Portefeuille wieder hervor, aus dem er Trespolo's Papier genommen hatte.

„In diesem Portefeuille befanden sich die Banknoten, die mir Gianina übergab, damit ich sie dem Vetter Gennaro vorlegen konnte. Die Banknoten hat der Vetter verschlossen, und des Portefeuille's bediene ich mich. Lesen Sie diesen Namen."

Der junge Mann überreichte dem Grafen die Brieftasche, und dieser sah auf der innern Seite des Umschlags derselben eine Stickerei, in der sich deutlich die Worte „Julia Montoni" unterscheiden ließen.

„Du hast Recht," murmelte er. „Von ihr kommt die Summe, und von ihr geht der Rettungsversuch aus. Ach, ich wußte es wohl," fügte er in Gedanken hinzu, „einer solchen Handlung ist nur sie fähig!"

Unwillkührlich drückte Eleonor seine Lippen auf die Buchstaben. Dann rief er:

„Dieses Portefeuille behalte ich — hier, hier nimm ein anderes!“ — Und hastig trat er zu seinem Schreibtische, öffnete einen Kasten, holte ein mit Banknoten gefülltes Portefeuille hervor, und drückte es gewaltsam in die Hand Pepito's.

„Gnädiger Herr!“ stammelte dieser verwirrt.

„Behalte es, mein lieber Freund, Du hast mir mit diesem Gegenstande, so geringfügig er Dir auch erscheinen möge, ein Geschenk gemacht, das ich Dir kaum bezahlen kann! Und glaube mir, auch meine Frau wird es Dir danken. Hast Du noch Vermuthungen, Pepito?“

„Ja, gnädiger Herr! Man erzählt sich allgemein, daß die Herzogin aus eigenem Antriebe Sie begnadigt habe, um den Tag ihres Einzugs durch einen Act der Wohlthätigkeit zu bezeichnen; ferner, daß Ihre junge Gattin von Gianina, die den Befehl am Thore in Empfang genommen, das Papier erhalten und Ihnen entgegengeeilt sei —“

„Ganz recht, so erzählt man, und ich finde das sehr natürlich. Auch hat die Herzogin huldreich meinen Dank angenommen, ohne ein Wort

weiter hinzuzufügen — die Erzählung muß also richtig sein."

„Sie ist nicht richtig, Herr Graf! Ach, wie freue ich mich, es Ihnen sagen zu können!" rief Pepito, als er die große Bewegung Eleonor's bemerkte.

„O rede, was weißt Du noch? Rede!"

„Weder Signora Julia, noch Gianina haben sich auf der Citadelle befunden, als man die Vorrichtungen zu der beschleunigten Execution traf; sie hatten Beide die Festung verlassen, nachdem ich ihnen gesagt, daß Sie sich weigerten, zu entfliehen, und daß man eine doppelte Schildwache vor die Thür Ihres Kerkers gestellt. Gianina gab dessen ungeachtet die Hoffnung auf das Gelingen der Flucht nicht auf, sie befahl mir vielmehr, die Thüren des geheimen Ganges zu erschließen und anzulehnen. Ich that es, obgleich ich nicht wußte, zu welchem Zwecke. Gleich nachdem sich die Frau Gräfin mit Gianina entfernt hatte, traf der Commandantur-Befehl ein, das Thor der Citadelle während der ganzen Nacht nicht zu öffnen, wer auch immerhin Einlaß begehren möge. Sie können sich meine Angst denken. Was sie nun beginnen wer-

den? fragte ich mich tausendmal. Und ich konnte nichts thun, da mir der Offizier den Schlüssel zu Ihrer Zelle abgenommen hatte. Ich lauschte an dem Hauptthore bis zu dem Augenblicke, wo man Sie aus dem Kerker holte, dann schloß ich mich dem traurigen Zuge an. Plötzlich erschienen die beiden Frauen mit der Begnadigung — aber sie waren nicht durch das Thor, sondern durch den geheimen Gang in die Citadelle gekommen. Ach, Herr Graf, wenn Sie wüßten, daß das Betreten dieses Ganges mit großer Gefahr verknüpft ist, Sie würden mit mir den Heldenmuth der beiden Frauen bewundern."

„Und was folgerst Du aus allen diesen angeführten Thatsachen?" fragte Eleonor mit bewegter Stimme.

„Daß man die Herzogin, da an eine heimliche Flucht nicht mehr zu denken war, an ihre Pflicht erinnert, und die Begnadigung, ungeachtet des Befehls des französischen Commandanten, noch zur rechten Zeit in die Citadelle gebracht hat. Ja, gnädiger Herr," fügte Pepito hinzu, als er die freudige Rührung des Grafen sah, „meine Frau beobachtet ein tiefes Schweigen, aber ich, der ich

Alles genau beobachtete, müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich den wahren Zusammenhang aller einzelnen Ereignisse nicht errathen wollte. Zweifeln Sie nicht länger daran, daß der beste Freund, von dem Sie vorhin sprachen, kein Mann, sondern die Frau Gräfin ist."

„Pepito," rief Eleonor in freudiger Bewegung, „bist Du in der Absicht hierher gekommen, um mir diese Mittheilungen zu machen?"

„Nein," antwortete treuherzig der junge Mann, „und ich würde auch nicht gewagt haben, ein Wort davon zu reden, wenn Sie mich nicht dazu aufgefordert hätten."

„Auch Deine Frau hat Dich nicht veranlaßt, diesen Weg zu unternehmen?"

„Nein; ich bin dem eigenen Drange gefolgt und dem Vertrauen, das ich in Ihre Güte setze. Vetter Gennaro ist krank, und wie er mir gestern sagte, hat er sich vorgenommen, um die Entlassung einzukommen, und mir seinen Posten zu überlassen. So lange ich nach dem Besitze meiner Gianina strebte, so lange konnte ich den Widerwillen gegen mein Amt überwinden, weil es das einzige Mittel war, meinen Zweck zu erreichen. Jetzt haben sich

meine Ansichten geändert, und ich denke mit Schrecken daran, mein Leben, das kaum begonnen, einem so traurigen Dienste widmen zu müssen, zu dem jeder rohe Soldat besser paßt, als ich. Der alte Gennaro glaubt mir eine Freude zu bereiten — —"

„Sage dem Vetter, mein lieber Freund, daß der Secretair und Intendant des Grafen von Malatesti den Kerkermeisterdienst auf der Citadelle nicht annehmen könne —"

„Herr Graf!"

„Denn hiermit ernenne ich Dich zu meinem Secretair und zum Intendanten des Palastes Malatesti. Sobald Du kannst, trittst Du Deinen neuen Posten an, der Dir ohne Zweifel mehr zusagen wird, als der alte."

„Ach, gnädiger Herr, wie soll ich Ihnen danken! Sie machen mich zum glücklichsten aller Menschen!"

„Dadurch, daß Du mir das Vermächtniß des alten Professors Trespolo anvertraust. Du hast mir ein Geheimniß entdeckt, vielleicht gelingt es mir, Dir einen ähnlichen Dienst zu leisten."

„Sie überschütten mich mit Güte!"

„Muß mir nicht daran liegen, die Familie meines Secretairs kennen zu lernen?“ fragte lächelnd der Graf. „Jetzt rede kein Wort mehr, gehe ruhig zu Hause, und grüße Deine junge Frau, die, wie ich glaube, ein wenig böse auf mich ist. Ertheile ihr indeß die Versicherung, daß sie mir bald wieder gewogen sein wird.“

Der glückliche Pepito verließ den Palast, den er nun bald selbst bewohnen und verwalten sollte. Als er die breite Marmortreppe hinabgestiegen war, blieb er stehen, und betrachtete das prachtvolle Gebäude.

„Ich erinnere mich,“ flüsterte er vor sich hin, „daß ich in jener Zeit, wo ich arm und verlassen durch die Straßen Parma's ging, diesen Palast mit einer scheuen Ehrfurcht betrachtete, und mich fragte was würdest Du thun, wenn man Dir die Wahl zwischen der hübschen Gianina und diesem herrlichen Besitzthume ließe? Ich entschied mich für Gianina, obgleich ich damals keine Aussicht hatte, weder das Eine noch das Andere zu erlangen — und jetzt ist der arme verwais'te Pepito in dem Besitze von Beiden. Gianina ist meine Frau, und dieser Palast wird mir zur Wohnung dienen. Wer

hätte das wohl gedacht, als ich auf dem Wagen des guten Fuhrmanns nach Parma kam! Jetzt zürne ich dem groben Manne in Piacenza nicht mehr, daß er mich von seiner Thür stieß, denn er trieb mich an, mein Glück in Parma zu suchen. Ich bin der Secretair und Intendant des reichen Grafen von Malatesti! Der Graf," dachte er, seinen Weg fortsetzend, „empfand eine große Freude, als ich von dem Heldenmuthe seiner Frau sprach. Und wahrlich, er hat Grund genug dazu, denn wären die beiden Frauen nicht durch den geheimen Gang in die Citadelle gekommen, hätten sie nur zehn Minuten später den Befehl der Herzogin überbracht, der französische Gouverneur würde sicher seinen boshaften Zweck erreicht haben, und der arme Graf lebte nicht mehr. Warum man ihm nur verschweigt, was seine Frau für ihn gethan hat? Vielleicht erfahre ich es von Gianina, die die Vertraute der Gräfin ist."

Pepito betrat sein Häuschen auf der Citadelle. Er untersuchte das Portefeuille, das Geschenk des Grafen — es war mit tausend Ducaten in Banknoten beschwert. Nachdem er seinen Schatz verschlossen, suchte er Gianina auf; er ging zunächst

zu dem Vetter, bei dem sie sich um diese Tageszeit aufzuhalten pflegte. Der von der Gicht geplagte Oberschließer saß in seinem großen Lehnstuhle.

„Wo ist meine Frau?“ fragte hastig der junge Mann, als er sie in dem Zimmer nicht sah.

Vetter Gennaro machte ein verdrießliches Gesicht.

„Deine Frau ist verreis't.“

„Wohin?“

„Nach dem Landhause des alten Juweliers Montoni. Gleich nach Deiner Entfernung kam ein Bote an, er brachte einen Brief von Julia und zugleich den Wagen, in dem Gianina hinausfahren sollte. Es muß mit der jungen Gräfin etwas vorgegangen sein, denn Deine Frau, die mit Leib und Seele an ihr hängt, machte sogleich Toilette, und reis'te ohne meine Erlaubniß ab. Wie sie sagte, würde sie heute nicht zurückkehren.“

„Das ist seltsam!“ murmelte der überraschte Pepito. „Aus dieser Reise läßt sich schließen, daß die Gräfin sich in dem Landhause ihres Vaters, und nicht in dem Palaste Malatesti befindet.“

„Und auch Du bist über die Zeit ausgeblie-

ben!" grollte der grämliche Alte. „So kann das Ding nicht fortgehen! Wenn Ihr nicht mehr Aufmerksamkeit für mich und den Dienst haben wollt, so packt Euch fort, ich werde schon andere Leute finden, die mich pflegen und mir helfen. Auch ein Nachfolger findet sich, mein Sohn, das merke Dir! Jetzt gehe, und hole den versäumten Dienst nach!"

Pepito entfernte sich schweigend, um den Alten durch Widerspruch nicht zu reizen. Er hielt es für rathsam, ihm die Nachricht von seiner neuen Anstellung zu einer günstigeren Zeit mitzutheilen.

Achtes Kapitel.

Wir betreten ein Zimmer des ersten Hotels von Parma. In diesem Zimmer treffen wir Signora Firmiani, in unruhiger Erwartung auf- und abgehend. Sie hat eine elegante Reisetoilette gemacht. Eine Kammerfrau tritt aus dem Nebenzimmer ein, und überreicht ihr einen Schlüssel.

„Es ist Alles gepackt," berichtet sie. „Zu welcher Zeit sollen die Postpferde bestellt werden?"

„Ich erwarte noch einen Besuch, Flora. Sobald dieser abgefertigt ist, reisen wir."

Es ward leise an die Thür geklopft.

„Oeffne, Flora!"

Die Kammerfrau führte den Befehl aus, und Rocheval trat ein. Eine auffallende Ueberraschung sprach sich in den Zügen des Franzosen aus, als

er die Dame erblickte, die ihn mit einer nachlässigen Verbeugung empfing.

„Die Firmiani!“ dachte er. „Was will sie von mir? Ob sie weiß, daß ich im Besitze ihres Geheimnisses bin? Vielleicht kann ich von ihr noch Vortheil ziehen.“

Diese Gedanken durchkreuzten den Kopf Rocheval's, indem er sich langsam und graziös verneigte.

„Mein Name ist Rocheval,“ sagte er.

„Der Intendant des Grafen del Dongo?“

„Kein Anderer!“

„Stühle!“ befahl die Alte in einem vornehmen Tone.

Flora zog zwei Stühle heran, dann entfernte sie sich.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz, Signor!“

Rocheval saß der Firmiani gegenüber. Da er sie jetzt in der Nähe sehen konnte, mußte er sich eingestehen, daß sie einst sehr schön gewesen sei. Aus der Unterhaltung, die er in Montoni's Landhause belauscht, hatte er sowohl ihren Charakter, als auch ihre Verhältnisse kennen gelernt. Er beschloß, sie demgemäß zu behandeln. Als der feine,

gewandte Mann nahm er eine erwartungsvolle Miene an.

Aber nicht minder klug und gewandt war Leontine Firmiani. Sie wußte nicht, daß Rocheval ihre Geheimnisse kannte, sie wollte ihn nur als den Intendanten des Grafen sprechen.

„Signor," begann sie, „der Doctor Mauricey, seit langen Jahren mein Zahnarzt, mit dem ich stets in Correspondence stehe, besuchte mich diesen Morgen auf meine Einladung. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich von ihm, daß er einen Landsmann zum Hausgenossen habe, der früher als Intendant in dem Dienste des Grafen del Dongo gestanden habe."

„Mein Freund Mauricey hat die Wahrheit gesagt, Signora; ich habe vor einiger Zeit meine Anstellung aufgegeben, weil ich es vorziehe, von jetzt an unabhängig zu leben. Ich habe Ihre Einladung zu einem Besuche um so lieber angenommen, da mich mein Freund versicherte, daß Signora Firmiani seine liebenswürdigste Patientin sei."

Leontine lächelte, wobei sich das Kunstwerk des Zahnarztes in seiner ganzen Schönheit zeigte.

„Fügen Sie noch hinzu," sagte sie zwanglos,

„daß ich auch die hülfsbedürftigste Patientin des Doctors bin."

„Verzeihung, Signora, mein Freund ist die Discretion selbst — außerdem steht seine Kunst so hoch, daß man die nicht mehr als Patienten betrachten kann, die sich ihm anvertrauen. Der Doctor ist, wie ich, Franzose, und da ich für den Augenblick der Hausgenosse meines Freundes bin, ist es meine Pflicht, ihm in jeder Beziehung nützlich zu sein."

„Ich nehme Ihre Freundlichkeit in Anspruch, Signor, und bilde mir ein, daß ich das Vergnügen hätte, mit dem Doctor Maurice̶y zu reden. Sein Freund kann meiner Dankbarkeit eben so gewiß sein, als er selbst."

Rocheval bemerkte, wie die Jüdin ihre Brillantringe spielen ließ. Da er außerdem wußte, daß sie sehr reich und freigebig war, konnte er sich diese Demonstration ohne Mühe deuten, obgleich sie ohne Absicht ausgeführt zu sein schien. Leontine wußte jetzt, mit wem sie zu thun hatte, und Rocheval hatte es längst gewußt, wer die Firmiani war. Seine Neugierde war nur auf das gerichtet was sie von ihm fordern würde.

„Sie können dem Grafen, Ihrem ehemaligen Herrn, ein Dienst leisten," begann sie nach einer Pause. „Ich forderte diesen Dienst von dem Doctor, aber er mußte ihn mir versagen, weil er die Mittel dazu nicht besaß."

„Und Sie glauben, daß ich —"

„Dessen versicherte mich unser Freund."

„Ich bitte, erklären Sie sich."

„Man sagt, der Graf del Dongo befinde sich in sehr zerrütteten Vermögensverhältnissen. Dieses Gerücht ist allgemein verbreitet, aber ich schenke ihm nur dann erst völlig Glauben, wenn ich es von einer zuverlässigen Person bestätigt höre. Ich habe Auftrag von einem seiner Freunde in Rom nähere Erkundigungen über den Grafen einzuziehen, und ihm sofort Bericht zu erstatten. Der Intendant muß wissen, ob eine finanzielle Hülfe hier nöthig ist — Sie begreifen, wie nützlich Sie dem Grafen werden können."

Rocheval sah überrascht die Dame an.

„Signora," antwortete er, „Sie gehen im hohen Grade discret zu Werke. Indeß, soweit ich den Grafen kenne, wird er nicht anstehen, über diesen Punkt selbst die genügendste Antwort zu geben."

„Der Graf del Dongo ist mir völlig fremd, Signor Rocheval. Nehmen Sie die Versicherung, daß die Mittheilungen, die Sie mir machen, ein ewiges Geheimniß bleiben."

„Sie kennt ohne Zweifel das Projekt, Ascanio mit Julia, ihrer Tochter, zu verheirathen," dachte Rocheval; „und aus diesem Grunde erkundigt sie sich nach dem Vermögen des Bräutigams. Ascanio ist mein ärgster Feind, jetzt bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit, mich zu rächen."

Die Erinnerung an die erlittenen Mißhandlungen ließ den Mentor alle Rücksichten vergessen; er dachte nur daran, die Erfüllung von Ascanio's Lieblingswunsch zu vereiteln. Wußte er auch, daß weder Montoni noch Julia geneigt waren, sich der Familie del Dongo zu fügen, so argwöhnte er dennoch, daß die Mutter einwilligen könne. Er ließ seiner Rachsucht freien Lauf, um jede Möglichkeit abzuschneiden.

„Signora," sagte er mit leise zitternder Stimme, „ich hege den lebhaften Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, und deshalb bestätige ich das Gerücht über die Vermögensverhältnisse des Grafen. Er ist dem

völligen Ruine nahe, und wenn das letzte Rettungsmittel fehlschlägt —"

Leontine's dunkele Augen begannen zu blitzen.

„Was für ein Mittel will er anwenden?" fragte sie hastig.

„Ein seltsames, ein romantisches, aber ein höchst wirksames, wenn es einschlägt."

„Sie machen mich neugierig."

„Eine Heirath!" sagte Rocheval langsam und betonend.

„Ist die Frau des Grafen gestorben?" fragte Leontine hastig.

„Nein, Signora; die Heirath, von der ich rede, betrifft seinen Sohn und eine sehr reiche junge Frau, mit deren Aussteuer der alte Graf seine drängenden Gläubiger befriedigen will. Es wäre diese Sache an und für sich sehr gewöhnlich, wenn die reiche Frau nicht erst von ihrem Manne geschieden werden müßte. Vor einem Monate noch war der Graf wüthend über die Liebe seines Sohnes zu einem bürgerlichen Mädchen, und er ließ den Liebhaber, um seine Glut abzukühlen, einige Wochen auf die Citadelle bringen, wozu sein Freund, der französische Commandant von Parma, gefällig den Befehl

ertheilte. Nun kommt der romantische Theil der Geschichte. Zu derselben Zeit befand sich auf der Citadelle ein anderer junger Graf, ein Freund Ascanio del Dongo's. Dieser ward als ein Rebell vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Der Verurtheilte wollte seinem Freunde dadurch gefällig sein, daß er der Geliebten desselben den Titel einer Gräfin verschaffte. Zu diesem Zwecke erbat er sich als die letzte Gunst, daß man ihn im Gefängnisse mit dem Mädchen traue. Die Trauung ward vollzogen, und Ascanio glaubte am nächsten Morgen die Wittwe des Grafen seiner Familie vorstellen zu können. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Während der Trauung hält die neue Herzogin ihren Einzug, sie erfährt das Schicksal des jungen Verurtheilten, und ihr erster Regierungsact ist die Begnadigung desselben."

„O Himmel!"

„Der verheirathete Graf trägt auf Scheidung an; der Papst verweigert sie. Die Familie del Dongo befindet sich in der peinlichsten Lage, denn ein Advokat in Venedig ist im Besitze bedeutender Wechsel des alten Grafen, die er ohne Nachsicht einzutreiben droht. Täglich fürchtet man seine Ankunft.

Der Credit ist erschöpft, und die Heirath bot das einzige Hülfsmittel. Jetzt soll die junge Frau zur protestantischen Kirche übertreten, um die Scheidung zu ermöglichen; aber die Familie Montoni scheint einem Confessionswechsel abgeneigt zu sein."

„Montoni?" rief die Firmiani mit allen Zeichen des höchsten Schreckens.

„Ja, Signora. Montoni ist der erste und reichste Juwelier von Parma. Seine Tochter Julia ist die auserkorene Gattin des jungen Grafen."

Rocheval stellte sich, als bemerkte er die Bestürzung Leontine's nicht; er holte ruhig seine silberne Tabaksdose hervor, und füllte langsam die Nase mit einer Prise.

„So stehen die Angelegenheiten der Familie del Dongo," fügte er hinzu, „und ich bin neugierig, wie sie sich ferner gestalten werden."

„Signor, ich danke Ihnen für diese Nachricht," sagte die alte Jüdin, indem sie sich rasch erhob.

„Nun, was halten Sie davon?" fragte Rocheval, indem er ebenfalls seinen Platz verließ.

„Ich halte davon," war die in großer Aufregung ertheilte Antwort, „daß die Familie del

Dongo sich täuscht, und daß Julia Montoni mit ihrem angetrauten Manne verbunden bleibt!"

„Eine Ehe ohne Liebe, Signora, ist ein mißliches Ding. Der Graf von Malatesti kennt seine Gattin kaum."

„So muß er sie kennen lernen! O," dachte sie, „nun erkläre ich mir ihre Thränen! Es wäre schrecklich, wenn sie den jungen del Dongo liebte! Was beginne ich? Was beginne ich?" flüsterte sie, indem sie sich abwandte und zu dem Fenster trat.

„Das hat gezündet!" dachte Rocheval. „Um meine Rache vollständig zu machen, werde ich mich dieser Dame als Vermittler anbieten."

Leontine stand einige Augenblicke in schmerzliches Nachsinnen versunken am Fenster. Dann wandte sie sich zu Rocheval zurück:

„Ich bin hier eine Fremde," sagte sie mit bewegter Stimme, „und bedarf eines Führers, eines Rathers. Ein glücklicher Zufall hat mich mit Ihnen bekannt gemacht — Signor, darf ich, wenn es nöthig, mir Ihren Beistand erbitten?"

„Ich stehe in keiner Beziehung mehr zu dem Grafen del Dongo — verfügen Sie über mich!"

„Dann sehen Sie mich morgen bei dem Doctor Mauricey."

Rocheval verneigte sich, und verließ mit einem Lächeln der Zufriedenheit das Zimmer. Kaum hatte er sich entfernt, als Leontine nach dem Klingelzuge griff. Die Kammerfrau trat ein.

„Flora, wir reisen nicht! Packe die Koffer aus, und bereite meine Toilette vor."

Während Flora den Befehl im Nebenzimmer ausführte, beschäftigte sich Leontine mit Schreiben. Eine Stunde später sandte sie zwei Briefe ab: den einen an ihren Advokaten nach Venedig, den andern an den Grafen del Dongo.

Neuntes Kapitel.

Gegen Abend desselben Tages finden wir Julia und Gianina in einem Zimmer der Villa Montoni's. Die junge Gräfin, bleich und mit verweinten Augen, saß auf einem Ruhebette; Pepito's Frau, auf einem niedern Polster sitzend, hielt die Hand der Freundin in der ihrigen.

„Du hast mich bis jetzt schwach gesehen, Gianina," flüsterte Julia; „ich werde es nicht mehr sein. Der erste Schmerz hat ausgetobt, und so furchtbar auch mein Schicksal ist, so werde ich es doch zu ertragen wissen. Bete nur, liebe Freundin, bete mit mir, daß die Bemühungen meines guten Vaters nicht ohne Erfolg bleiben. Man sagt, daß die Ehe zwischen zwei Katholiken unauflösbar sei — wenn die Kirche gerecht ist, muß sie die meine

trennen, und ich selbst werde mich allen Anforderungen fügen —"

„Nein, Signora, Sie werden sich nicht wie eine Sclavin fügen, das wäre ein ganz verkehrter Weg!" rief Gianina eifrig. Nicht der Mann allein, auch die Frau hat Rechte, und auf diese Rechte bestehen Sie, weil es Ihre Ehre erfordert. Nicht Sie, der Graf ist die Veranlassung zu dieser Heirath. Warum ist er so geheimnißvoll zu Werke gegangen? Warum hat er Ihnen nicht seine wahre Absicht offen erklärt? Wenn dies geschehen, wären Sie ihm gewiß nicht so bereitwillig entgegengekommen, und der Vater würde seine Einwilligung versagt haben. Sie sind einmal Gräfin von Malatesti, und bleiben es. Das Uebrige wird sich finden."

„Gegenliebe läßt sich nicht erzwingen!" flüsterte Julia traurig vor sich hin.

„Eleonor muß Sie aus Dankbarkeit achten und ehren, er darf die Retterin seines Lebens weder kränken, noch sie der Lächerlichkeit preisgeben. Wo wäre er heute, wenn Sie den Muth nicht gehabt hätten, in den Palast der Herzogin zu dringen, die Begnadigung zu erwirken, und durch den lebensgefährlichen Gang die Citadelle zu betreten? Den

letzten Grafen von Malatesti hätten französische Kugeln durchbohrt, er läge heute in der Erde."

„Genug! Genug!" rief die arme Frau, zusammenschaudernd. „Was ich that, geschah aus Liebe, und dann auch war es meine Pflicht, das Leben dessen zu erhalten, den mir die Hand des Priesters angetraut hatte."

„Halt, jetzt sind wir auf dem rechten Punkte angelangt, meine liebe Freundin! Ist die Frau allein die arme Person, die Pflichten zu erfüllen hat? Der Graf ist verpflichtet, das Glück und die Ehre seiner rechtmäßigen Frau zu befördern, und wenn ihm der Trieb dazu fehlt, muß man ihn zwingen. Herr Eleonor verdient wahrlich keine Nachsicht; er hätte gar nicht zugeben müssen, daß Sie seinen Palast verließen. Die Retterin seines Lebens müßte er auf den Händen tragen, zumal — wenn sie so gut und schön ist, wie Sie!"

Die Gräfin begann still zu weinen.

„Ja, wahrlich," fuhr Gianina eifriger fort, und indem auch ihr die Thränen in die Augen traten — „Sie sind viel zu gut. Ich liebe meinen Pepito gewiß, das weiß Gott, denn ich habe den armen Menschen zu dem gemacht, was er ist —

aber wenn er sich solche Dinge gegen mich erlaubte, und er schuldet mir noch nicht einmal sein Leben, ich würde meine Rechte in ihrer vollsten Ausdehnung geltend machen. Diese Nacht bleibe ich bei Ihnen, meine arme Freundin; aber morgen reise ich nach Parma zurück, gehe zu Ihrem Manne, und werde ein ernstes Wort mit ihm reden."

„Nein, nein, Gianina!"

„Wie keine andere, so habe ich ein Recht dazu, denn ich kenne nicht allein den Zusammenhang der Sache, ich habe auch das Meinige zur Erhaltung seines Lebens beigetragen. Und glauben Sie mir, Signora, wenn er ernstlich einen Bruch herbeiführen wollte, so wäre seinerseits schon etwas geschehen. Was er nun immerhin auch für einen Zweck haben möge, Sie dürfen aus lauter Großmuth Ihre Rechte nicht aufgeben. Fassen Sie sich, behandeln Sie die Sache eben so kalt, als er, und wenn er Ihre Entschlossenheit merkt, wird er sich schon fügen. Das ist meine Ansicht, und ich glaube, sie ist die richtige."

Julia schüttelte schmerzlich ihr schönes Haupt.

„Was nützen Rechte, Gianina, wenn die Liebe fehlt?" fragte sie mit bebender Stimme. „Nur die Liebe giebt Rechte, alles andere kann nur Unglück

im Gefolge haben. Als ich seinen Antrag im Gefängnisse hörte, theilte ich Deine Ansicht, daß er entfliehen wolle, und daß ich ihn als seine Gattin auf der Flucht begleiten solle. Mußte ich nicht annehmen, daß er mich liebte? Ach, daß es so kommen mußte! Irrte ich an seiner Seite und von ihm geliebt, flüchtig und heimathlos durch die Welt, müßte ich alles Ungemach des Lebens ertragen, ich wäre glücklicher, als jetzt, wo ich, umgeben von Glanz und Luxus, an seiner Liebe zweifeln muß. Gianina, ich beneide Dich, denn Du hast einen Mann, der Dich liebt, und den Du wiederliebst. Meine Zukunft ist eine traurige, wenn ich auch Gräfin von Malatesti bleibe — die Tochter des bürgerlichen Juweliers, die sich in die adelige Familie eindrängt, wird man belächeln und verachten, und Eleonor, den durch seine Gutherzigkeit gefesselten jungen Grafen, wird man bemitleiden. Ach, es ist ja ganz klar, je mehr sein Schicksal das Interesse der Welt erweckt, je mehr wird man mich verabscheuen und verdammen. Meine Ehre gebietet, daß ich kein Mittel scheue, dem Gefangenen die Freiheit zurückzugeben."

„Unmöglich! Was sind das für Gedanken?"

„Kann Eleonor mich nicht lieben, so soll er mich wenigstens achten! Ich habe Dich zu mir bitten lassen, Gianina, um Dich mit einer Sendung zu beauftragen — es ist die letzte, dann hast Du für immer vor mir Ruhe."

„Nun, lassen Sie hören, was soll ich thun?"

„Du wirst morgenfrüh zu dem Grafen gehen, wirst ihm sagen, daß ich in unsere Scheidung willigte, und daß er von meiner Bereitwilligkeit alles erwarten könne. Mein Vater hat mir erlaubt, nach eigenem, freien Willen zu handeln, er billigt im Voraus, was ich thun werde. Zugleich übergieb dem Grafen einen Brief, den ich bereits geschrieben und Dir diesen Abend noch einhändigen werde. Willst Du mir diesen Dienst erweisen, Gianina?"

„Ach, leider muß ich ja wohl!" seufzte die junge Frau.

„Und Du versprichst mir, alles treulich zu erfüllen und gegen Jedermann zu schweigen?"

„Mein Wort darauf!"

Julia reichte ihr schmerzlich lächelnd die Hand.

„Sei gewiß, daß der Lohn für Deine treue Freundschaft nicht ausbleiben wird," fügte sie hinzu.

„O, dessen bin ich gewiß!" antwortete sie iro-

nisch. „Der Graf von Malatesti wird mich als die Ueberbringerin dieser angenehmen Botschaft ohne Zweifel fürstlich belohnen. Dann komme ich zurück, und bringe Ihnen Antwort.“

Auf Gianina's Arm gestützt, machte Julia noch einen Spaziergang durch den Garten. Eine Stunde später führte sie Montoni in den Speisesaal zum Nachtessen. Der Juwelier vermied es, über den Grafen zu sprechen, und Julia, die nur wenig Speisen genoß, schien es ihm dadurch Dank zu wissen, daß sie sich bemühte, auf seine gleichgültigen Gespräche einzugehen.

Der scharfsichtigen Gianina entging es nicht, daß unter der gewaltsam angeeigneten Ruhe ihrer Freundin ein furchtbares Geheimniß verborgen lag. Ihre ungewöhnliche Bläße, ihr seltsam glänzendes Auge, das schwermüthige Lächeln und das kurze Athmen des unruhigen Busens — alles deutete darauf hin. Da sich Gianina vorgenommen, ohne Wissen Julia's noch einen ernsten Bekehrungsversuch bei Eleonor zu wagen, wollte sie genau beobachten, ob Julia nicht zu weit ginge, und durch ihre zu große Bereitwilligkeit ihren gutgemeinten Plan vereitelte. Sie wollte bewirken, daß der

Briefwechsel zwischen den beiden Gatten nur durch sie allein bewirkt werden müsse. Das Schweigen Montoni's verursachte ihr die mehrste Sorge, denn sie kannte seinen festen Willen und die Heftigkeit, mit der er jede Unbill bekämpfte. Der Entschluß stand fest, nächsten Morgen früh zur Stadt zurückzukehren, und ehe von dem Landhause ein zweiter Bote eintreffen konnte, mit Eleonor Rücksprache zu nehmen. Sie wollte ihm alles entdecken, und dann von seiner Ehre und Dankbarkeit die Entscheidung fordern. Daß Pepito ihr bereits zuvorgekommen, wußte sie natürlich nicht, eben so wenig kannte sie die Schritte, die der Graf gethan hatte. Die gute junge Frau zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß die unglückselige Angelegenheit zu einem gedeihlichen Ende geführt werden könne. Sie baute hierbei eben so sehr auf ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, als auf den edeln Charakter des Grafen und auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Gattin.

Gleich nach dem Abendessen trennten sich die drei Personen. Montoni küßte die Stirn seiner Tochter, und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Bianina bemerkte, wie Julia bei dem Kusse des

Vaters zitterte, und wie sie beide Hände auf die Brust preßte, als ob sie gewaltsam den Ausbruch eines mächtigen Gefühls unterdrücken wollte. Sie ergriff die Hand der Freundin, und führte sie in das Schlafzimmer. Dort angekommen, nahm sie eine heitere, unbefangene Miene an; sie stellte sich selbst, als ob sie die herabströmenden Thränen Julia's nicht bemerkte.

„Signora," rief sie, „für diesen Abend bin ich Ihre Kammerfrau! Ach, es ist sehr lange her, daß ich Ihr schönes Haar nicht berührte! Ich freue mich darauf, Ihre Nachttoilette zu machen."

„Nein, Gianina, ich rufe meine Kammerfrau!"

„Und ich schicke sie zu Bett. Sie befinden sich in einer so traurigen Verfassung, daß Sie eine dritte Person nicht sehen darf."

Pepito's Frau setzte eine Glocke in Bewegung. Die Kammerfrau trat ein.

„Gehen Sie zu Bett, liebe Frau; ich werde den Dienst bei Ihrer Herrin versehen."

Die erstaunte Kammerfrau verneigte sich, und verließ das Zimmer.

Gianina begann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ihr Geschäft. Nachdem sie das vol

Haar aufgelös't und dann einfach um Julia's schönen Kopf geschlungen, bedeckte sie es mit einem reizenden Battisthäubchen.

„Jetzt betrachten Sie sich einmal!" rief sie aus, indem sie ihr einen runden Handspiegel vorhielt; „der Graf müßte wahrlich mit Blindheit geschlagen sein, wenn er sich bei diesem Anblicke nicht selbst eingestände, daß er die schönste Frau des Herzogthums besitzt. Träte er in diesem Augenblicke in das Zimmer, er würde sicher zu Ihren Füßen niedersinken und um Verzeihung bitten."

„Du willst mich aufheitern, liebe Gianina — ach, ich bedauere, daß Dein Bemühen vergeblich ist!"

„Freilich, wenn Sie mich nicht ein wenig unterstützen. Anstatt mir gegenüber die Unbeugsame zu spielen, sollten Sie es Eleonor gegenüber."

„Ich wiederhole Dir, mein Entschluß steht fest."

„Nun gut, ich habe nichts dagegen. Hier ist Ihr Nachtkleid. Soll ich die goldene Kette von Ihrem Halse lösen?"

„Nein, ich pflege sie stets zu tragen."

„Dann sind Sie fertig."

Wie sie sonst gethan, als sie noch die Diene-

rin Julia's war, küßte sie auch heute der jungen Frau die Hand.

„Ach Gott," seufzte sie dabei, „ich wollte, es wäre alles noch wie vor fünf Jahren! Wir waren heiter, legten uns scherzend zu Bett, und standen sorglos wieder auf. Das war eine schöne Zeit!"

„Welch' ein thörichter Wunsch!" seufzte Julia.

„Warum?"

„In diesem Falle hättest Du ja Deinen Pepito nicht, den Du so zärtlich liebst!"

„Zugestanden; aber ich würde auch die Liebe nicht kennen. Wer weiß, was für Unglück mir in dem Ehestande noch bevorsteht. Doch abgesehen von meiner Person — Sie wären dann noch völlig glücklich, und alles, was wir jetzt erfahren haben, wäre ungeschehen geblieben."

„Wir dürfen so weit nicht zurückdenken, Gianina. Fassen wir die Gegenwart in's Auge, wie sie ist, und richten wir danach unser Verfahren ein."

Julia, in ein schneeweißes Nachtgewand gehüllt, erhob sich von ihrem Sessel, und legte den Spiegel auf die Toilette zurück. In ihrem bleichen Antlitze sprach sich eine ruhige, feste Entschlossenheit aus. So hatte sie Gianina nie gesehen. Die

junge Frau trat überrascht zurück, und beobachtete sie in schmerzlicher Besorgniß. Die Gräfin erschloß einen Schubkasten ihres Toilettentisches und holte einen versiegelten und adressirten Brief hervor.

„Nimm," sagte sie, „Gianina; gieb ihn eigenhändig dem Grafen, und sage ihm, wie Du mich verlassen hast. Meinem Vater verschweige die Sendung, ich werde sie ihm zur geeigneten Zeit selbst mittheilen. Jetzt schwöre mir, Alles genau auszuführen, wie ich es Dir aufgetragen habe!" fügte sie in einem feierlichen Tone und mit bebender Stimme hinzu.

„Einen Schwur fordern Sie?" fragte Gianina, mehr erstaunt über das seltsame Wesen Julia's, als über ihre Forderung. „Bedarf es noch eines Schwurs, Signora, wenn ich mich Ihres Auftrags unterzogen habe?"

„Es ist wahr, Du bist ja meine einzige, meine beste Freundin, der ich volles Vertrauen schenken darf. Und nun schlafe wohl, Gianina! Es ist schon spät, und Du wirst müde sein. Schlafe wohl, auf Wiedersehen!"

„Mein Gott, Sie nehmen ja einen so feierlichen Abschied, als ob es für ewig wäre!"

Julia nahm mit sichtlicher Anstrengung ihre ganze Fassung zusammen. Sie führte die Freundin in ein Nebenzimmer, in welchem ihr Bett stand.

„Laß uns zusammen beten,“ flüsterte sie. „Sieh, hier ist die heilige Madonna, vor der wir sonst jeden Abend gemeinschaftlich beteten. Mein Vater hat dieses Gemach damit geschmückt.“

Die beiden jungen Frauen sanken auf dem Betstuhle vor dem silbernen Madonnenbilde nieder. Gianina faltete zwar die Hände und senkte den Kopf, aber sie betete nicht, ihre ganze Aufmerksamkeit hatte sie verstohlen der Freundin zugewendet. Julia bewegte leise die bleichen Lippen, sah mit tiefer Inbrunst zu der Heiligen empor, und hielt bebend die Hände gefalten.

„Sie verfolgt einen unheilvollen Plan,“ dachte Gianina, „ich darf sie nicht einen Augenblick außer Obacht lassen. Nicht die Ergebung in ihr Schicksal, die Verzweiflung spricht aus ihr.“

„Amen!“ flüsterte Julia, indem sie sich fromm die Brust bekreuzte; aber dabei zitterte die schöne weiße Hand wie im Krampfe.

„Amen!“ sagte auch Gianina, indem sie sich erhob.

Beide reichten sich schweigend die Hände, und trennten sich.

Zwischen den beiden Schlafgemächern lag das Boudoir Julia's, ein reizendes, mit kostbaren Decken belegtes Zimmer. Die Fenster gingen nach dem Garten hinaus, und ein lieblicher Platanenhain, der dicht davorlag, verbreitete stets eine angenehme Kühle. Das Schlafgemach, dessen Julia sich für diese Nacht bediente, ward durch eine mit feinen weißen Vorhängen versehene Glasthür von dem Boudoir getrennt. Kaum hatte sich Eleonor's Gattin dahin zurückgezogen, als Gianina ihr Licht auslöschte, die Schuhe auszog, und leise, nachdem sie die Thür ihres Schlafzimmers angelehnt, in das Boudoir schlich, das völlig finster war. Mit der ihr angeborenen Gewandtheit kauerte sie sich an der Glasthür nieder, und begann, fast athemlos, zu lauschen. Da in dem Schlafgemache eine von der Decke herabhängende Ampel brannte, konnte sie dasselbe deutlich übersehen und die Bewohnerin beobachten.

Julia, in ihrem weißen Gewande einer Druidin gleichend, lag in der Mitte des Gemachs auf den Knien und betete. In einem furchtbaren

Schmerze rang sie die lilienweißen Arme, und ein lichter Thränenstrom rann über ihre bleichen Wangen herab. Die Lauscherin, erschreckt über diesen Anblick, konnte das häufig von Schluchzen unterbrochene Gebet nicht verstehen, aber daß es einem von Schmerz zerrissenen Herzen entquoll, verriethen deutlich die Geberden der Betenden.

„Mein Gott, was ist das?" dachte Gianina. „Ob ich zu ihr gehe, und sie zu trösten suche? Wie furchtbar ist ihr Schmerz! Und so lange vermochte sie den Ausbruch desselben zurückzuhalten! Was sie beginnen wird? Jetzt betet sie ruhiger — sie läßt den Kopf auf den Sessel sinken."

Gianina war unschlüssig, was sie beginnen sollte. Um Aufschluß über die wahre Absicht der Verzweifelnden zu erlangen, gebot ihr die Klugheit, im Verborgenen zu lauschen, und dennoch drängte sie das Mitleid an die Seite der Freundin.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Landhause, das den höchsten Glanz und die tiefste Verzweiflung barg. Während die arme Gräfin in ihrer regungslosen Stellung verblieb, überlegte Gianina, wie sie sich verhalten sollte. Da erinnerte sie sich

des Briefs, den sie zur Besorgung an den Grafen übernommen hatte.

„Vielleicht giebt er Aufschluß!“ dachte sie. „Unter diesen Umständen ist es Pflicht, daß ich ihn öffne, denn ich kann vielleicht einem Unglücke vorbeugen. Mir ahnt, daß die arme Frau ihren Schmerz nicht erträgt, und zu einem Mittel der Verzweiflung greift. Warum hat sie mir den Brief diesen Abend noch gegeben, und nicht morgenfrüh in dem Augenblicke der Abreise? Julia handelt nie ohne Grund, und hier wird sie von einem unheilvollen geleitet. Habe ich mich getäuscht, so mag sie mir zürnen!“

Sie warf noch einen Blick in das Schlafgemach; als sie sah, daß Julia ihre Lage noch nicht verändert hatte, erhob sie sich, schlüpfte leise in ihr Zimmer zurück, und zündete an dem Lämpchen, das zu den Füßen des Madonnenbildes brannte, die Kerze an. Mit bebenden Händen erbrach sie den Brief. Kaum hatte sie das Papier entfaltet, als ihr der Trauring Julia's entgegenfiel.

„Den wird der Herr Graf vor der Hand nicht erhalten,“ flüsterte sie, indem sie den funkelnden Reif verbarg.

Rasch las sie nun folgende Zeilen:

„Herr Graf!

Ihre Ehre erfordert es, daß Sie die Heirath mit der Tochter eines bürgerlichen Juweliers lösen — so schreiben Sie in dem Briefe an Ihren Freund Ascanio del Dongo, der mir durch Zufall in die Hände gerieth. Ich gab Ihnen an jenem verhängnißvollen Tage, an dem wir die Weihe des Priesters erhielten, das Versprechen, nie nach den Gründen zu fragen, die Sie zu einer Heirath mit mir veranlaßten; ich halte dieses Versprechen, und ehre Ihr Geheimniß. Aber die Gründe müssen Sie kennen lernen, die mich zur Annahme Ihres Antrags bewogen, denn Ihre Gattin — und ich bin es ja einmal — kann wohl auf Ihre Liebe verzichten, aber nicht auf Ihre Achtung. Mich leitete nicht Ehrgeiz, noch sonst eine eigennützige Regung — mich leiteten die Liebe, Herr Graf, und die Dankbarkeit zu dem Manne, der mich einst so großmüthig in seinen Schutz nahm. Ich reichte dem armen Gefangenen meine Hand, und nicht dem Grafen von Malatesti. Die Verhältnisse haben sich geändert, und wie ich Ihnen damals meine innige

Liebe bewies, beweise ich sie Ihnen auch jetzt, indem ich Sie von der Gattin befreie, die Sie Ihrer Ehre wegen nicht besitzen dürfen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bedarf es keiner künstlichen Mittel mehr, um unsere Ehe zu lösen — Sie sind Wittwer. Julia wollte mit Ihnen die Leiden der Flucht und der Verbannung tragen, sie hat auch den Muth, um Sie völlig glücklich zu wissen, in den Tod zu gehen."

Entsetzt verbarg Gianina den Brief in ihrem Busen.

„Der stolze Edelmann ist einer solchen Gattin nicht werth!" flüsterte sie, indem sie die herabrollenden Thränen trocknete. „Ah, dieser Brief soll mir zu einer mächtigen Waffe werden! Arme, arme Julia!"

Nachdem sie einige Augenblicke ihre Aufregung bekämpft, schlich sie leise wieder zu dem Glasfenster. Julia, einen Rosenkranz in den weißen Fingern haltend, lag still betend auf den Knien. Das thränenlose Auge starrte zu Boden, während sich die Lippen leise bewegten. So verfloß eine Viertelstunde. Da erhob sich die arme Gräfin plötzlich, und ihr Gesicht war blaß wie Marmor; aber eine

furchtbare Festigkeit sprach sich darin aus, vor der Gianina erbebte.

„Ich darf nicht zögern!“ hörte sie Julia mit halblauter Stimme sagen. „Und was verliere ich denn an dem traurigen Leben, das mir ohne ihn zur Qual wird? Mein Gott, mein Gott, Du kennst mein Herz! Ich begehe kein Verbrechen; ich bringe der heißen, leidenschaftlichen Liebe ein Opfer. Sei ihm, sei mir gnädig!“

Rasch trat sie zu ihrer Toilette, und holte aus einem geheimen Fache ein Fläschchen hervor.

„Gift!“ flüsterte Gianina mit Entsetzen, indem sie nach dem Schlosse der Thür griff, den Flügel gewaltsam öffnete, und in das Schlafgemach stürzte.

„Gianina!“ rief Julia mit erstickter Stimme.

Wie eine Tigerkatze sprang die junge Frau hinzu, und entwand der Gräfin das Fläschchen, das sie in der erstarrten Hand hielt.

„Signora, Sie haben Ihrer Freundin nicht volles Vertrauen geschenkt, Sie haben ihr nicht alles gesagt; aber dem Himmel sei Dank, der mir erlaubte, eine Thorheit zu verhindern!“

„Eine Thorheit?“ fragte Julia, die stolz, mit

emporgehobenem Haupte, aber leichenblaß neben der Toilette stand.

„Ich nenne es so, denn eines Mannes wegen sein Leben preisgeben — Julia, ich kann mir den Zustand Ihres Herzens lebhaft denken; aber vertrauen Sie Gott, er wird Ihnen noch eine glückliche Zukunft schenken."

Gianina führte die bebende Julia zu einem Sessel, dann kniete sie zu ihren Füßen nieder und hielt, mit schmerzlich flehenden Blicken, ihre Hände, die sie mit Küssen bedeckte.

Regungslos, wie eine Sinnverwirrte, sah die Gräfin auf ihre Freundin herab.

„Ich weiß nicht," flüsterte sie nach einer Pause, „ob ich Dir diesen Dienst werde danken können. Der Tod nagt an meinem Herzen — soll ich ihm Zeit gönnen, sein langsames Werk zu vollenden? Ich bin nicht muthlos; aber ich liebe ihn, Gianina, ich liebe ihn mit aller Kraft, die nur irgend die Brust eines Weibes umschließen kann. Und sorgt man nicht für das Glück desjenigen, den man liebt? Er ist mein Gatte, und ich habe die doppelte Pflicht — —"

Hier stockte sie plötzlich, die Stimme versagte

ihr, und das bleiche Haupt sank in die Rücklehne des Sessels. Der furchtbare Seelenkampf hatte ihre Kräfte erschöpft. Mit Hülfe Gianina's schwankte sie zu dem Bette, auf dem sie, wie von einer Ohnmacht ergriffen, niedersank.

„Soll ich den Vater rufen?" fragte die ängstliche Gianina.

Julia machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Dann schloß sie die Augen. Eine Grabesstille herrschte in dem prächtigen Boudoir, die von Zeit zu Zeit durch Gianina's Seufzer unterbrochen ward. Draußen in dem Platanenhaine sang die helle Stimme eines Vogels, der die Nähe des Morgens verkündete. Die arme Gräfin schien zu schlafen. Als die junge Frau leise die Stirn derselben berührte, fühlte sie, daß große, kalte Schweißtropfen darauf perlten.

„Ich wache an ihrem Bette," dachte sie. „Mag sie morgen alles für einen schweren Traum halten, ich werde der Vorgänge mit keiner Silbe erwähnen."

Nun holte sie den Ring hervor, den sie mit dem Briefe auf ihrem Busen verborgen hatte, und schob ihn unvermerkt an Julia's Finger. Dann untersuchte sie das verhängnißvolle Fläschchen. Da

sie früher in dem Hause des Juweliers gelebt und oft die Werkstatt betreten hatte, erinnerte sie sich gesehen zu haben, daß die Arbeiter aus solchen Gefäßen die flüssige Substanz nahmen, die sie zum Aetzen der Metalle verwendeten. Schaudernd öffnete sie das Fenster, um das Gefäß zu entfernen. Da hörte sie eine Glocke, deren heller Ton durch die stille Nacht schwirrte.

„Das ist die Glocke am Thore — es fordert jemand Einlaß!“ dachte sie. „Wer kann mitten in der Nacht einen Besuch abstatten wollen? Wie heftig der Ankommende läutet! Was mag das bedeuten?“

In der Voraussetzung, daß der Besuch mit Julia's Angelegenheit im Zusammenhange stehe, schloß sie rasch das Fenster, sah noch einmal nach der Gräfin, die noch immer schlafend auf ihrem Bette lag, und eilte auf den Corridor hinaus. In demselben Augenblicke, als sie dort ankam, erschien auch der Juwelier, der in seinem Zimmer mit Briefschreiben beschäftigt gewesen war. Er trug eine brennende Kerze in der Hand. Als er die junge Frau bemerkte, blieb er erschreckt stehen.

„Wohin?“

„Man läutet an dem Thore.“

Montoni betrachtete die junge Frau; es schien ihm aufzufallen, daß sie noch völlig angekleidet war.

„Vermuthest Du, Gianina, wer Einlaß fordert?“ fragte er.

„Ja und nein!“ antwortete in froher Aufregung die junge Frau. „Wer in aller Welt sollte um diese ungewöhnliche Zeit an Ihre Villa klopfen, wenn nicht jemand, der zu Ihnen in naher Beziehung steht? Oder es kann auch ein Bote sein, der zu mir will. Und deshalb bin ich gekommen.“

„Gott gebe,“ murmelte der Juwelier, „daß es kein Unglücksbote ist!“

„Ich begleite Sie, Signor!“

Montoni eilte die Treppe hinab durch den Garten. Gianina folgte ihm auf dem Fuße. Als sie bei dem Gitter ankamen, war der schlaftrunkene Gärtner beschäftigt, das Thor zu öffnen, dessen Schloß sich widerspenstig zeigte. Gianina sah durch die Eisenstäbe einen Mann, der ein keuchendes Pferd am Zügel hielt.

„Oeffne, ungeschickter Teufel!“ rief der ungeduldig Harrende.

„Der Graf!" schrie die junge Frau mit vor Freude erstickter Stimme.

In diesem Augenblicke öffnete der Gärtner das Thor, und Eleonor, sein Pferd hinter sich herziehend, trat hastig ein. Sein erster Blick traf die junge Frau.

„Gianina, Du?"

„Ich, Herr Graf!" flüsterte sie zurück.

„Wo ist meine Frau?"

„Sie suchen Ihre Frau?"

„Was wollen Sie von ihr?" fragte Montoni, indem er dem Grafen entgegentrat.

„Signor, halten Sie mich nicht auf!" rief stürmisch Eleonor. „Sie werden Aufklärung erhalten, wenn ich meine Julia gesprochen habe."

Gianina entriß ihm den Zügel des Pferdes, und übergab ihn dem Gärtner. Dann zog sie ihn mit sich fort.

„Der Himmel sendet Sie, Herr Graf, wenn Sie, wie ich schließen muß, kommen, um Ihr Unrecht wieder gut zu machen. Kommen Sie in einer andern Absicht, so bitte ich zuvor um eine Unterredung."

„Signor Montoni, Ihre Hand, Ihre Hand!"

rief Eleonor außer sich. „Führen Sie mich zu Ihrer Tochter, zu meiner Gattin! Die unglückselige Verwirrung ist gelös't, und ich kann dem Drange meines Herzens folgen."

Die drei Personen traten in den kleinen Saal. Der alte Juwelier befand sich in einer Verfassung, von der man nicht wußte, ob sie frohe Aufregung oder Bestürzung sei. Mit ängstlichen Blicken betrachtete er den Grafen, der sein Erscheinen um diese ungewöhnliche Zeit zu entschuldigen suchte.

„Hier ist ein Brief an Sie, Herr Graf!" sagte Gianina, indem sie ein Papier hervorzog.

Eleonor bebte zusammen.

„Von wem?" fragte er.

„Von Ihrer Gattin. Er verdient eine kleine Strafe," flüsterte sie Montoni zu, während Eleonor die Zeilen mit den Blicken verschlang.

Der Juwelier, der von allen dem nichts verstand, verfolgte die Bewegung des Grafen, der plötzlich erbleichte, und mit starren Blicken um sich sah.

„Nun, Herr Graf, begreifen Sie, welchen Schatz Sie in Ihrer Gattin besitzen?" fragte die junge Frau in einem schmerzlich maliciösen Tone. „Mit Frauenherzen darf man nicht spielen, denn sie em-

pfinden zu tief, um ihre Gefühle von Vorurtheilen abhängig zu machen und nach Maßgabe äußerer Umstände zu wechseln."

„Wo ist meine Gattin?" fragte Eleonor fest, „Was auch geschehen sein mag — ich will sie sehen, ich habe das Recht sie zu sehen."

Gianina ergriff schweigend eine Kerze, und ging voran. Leise öffnete sie das Boudoir, und deutete auf die Glasthür, die noch geöffnet war. Als er seine bleiche Gattin erblickte, sank er schluchzend neben ihrem Bette nieder.

„Julia! Julia!" rief er aus, indem er ihre herabhängende Hand küßte.

Die junge Gräfin fuhr erschreckt empor. Wie aus einem wüsten Traume erwachend, sah sie um sich.

„Sie lebt!" rief Eleonor, indem er aufsprang und die reizende Gestalt in seine Arme schloß. „Julia, ich kann zu Dir zurückkehren, ich kann Dich lieben und besitzen, ohne meine Ehre zu verletzen — der Dämon ist beschworen, der mich von meinem Glücke trennte!"

In freudiger Bestürzung entwand sich Julia seinen Armen; ihre bleichen Wangen rötheten sich, und ihre Augen glühten. Doch plötzlich, als ob

ein trüber Gedanke die kaum emporgeblühte Freude verscheuchte, verfinsterten sich ihre schönen Züge wieder. Ihre zitternde Stimme verrieth, daß sie gewaltsam eine innere Bewegung niederzukämpfen suchte.

„Sie sprechen von Ehre, Herr Graf — o, so folgen Sie doch der Stimme der Ehre, wenn sie so mächtig in Ihnen tönt! Was wollen Sie von mir?" fragte sie mit stolzer Würde.

Eleonor wich wie vernichtet vor dem Blicke zurück, der ihn jetzt traf; er fühlte, daß ihn die bitter gekränkte Julia nicht anders empfangen konnte.

„Ich habe nichts mehr zu fordern," stammelte er; „und Sie um Verzeihung zu bitten, fehlt mir der Muth. Ich wollte Sie noch einmal sehen —"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf!"

„O, mein Gott," rief er in schmerzlicher Bitterkeit, „verstehe ich doch selbst nicht, was seit dem Augenblicke in meinem Herzen vorgegangen, daß Sie mich verlassen haben! Damals kannte ich den Schatz nicht, den ich einem Andern überlassen wollte. Ach, hätte ich mehr gethan, um Ihre Liebe zu verdienen."

„Meine Liebe?“ fragte sie erschreckt.

„Julia, Sie wollten sterben, um mir die Freiheit zu geben?“

Bestürzt sah sie Gianina an.

„Herr Graf!“ stammelte sie.

„Wie kann ich so viel Liebe anders vergelten, als durch mein ganzes Leben, das ich Ihnen weihe?“

„Ich fordere keine Dankbarkeit.“

„Werden Sie auch meine Liebe verschmähen?“ rief Eleonor.

„Vater, Gianina!“ flüsterte sie, indem sie das flammende Gesicht an der Freundin Brust verbarg.

„Hören Sie,“ flüsterte die junge Frau, „er liebt Sie! O, ich wußte es wohl!“

„Signor Montoni,“ wandte sich Eleonor ernst, fast feierlich zu dem Juwelier, „als ich um die Hand Ihrer Tochter warb, war ich ein zum Tode Verurtheilter — ich konnte Julia nichts bieten, als meinen Rang und mein Vermögen, da mein Leben nicht mehr mein Eigenthum war; jetzt ist es wieder mein Eigenthum, Ascanio del Dongo hat keine Ansprüche an meine Ehre mehr — der Graf von Malatesti leistet nur auf seine Gattin Verzicht, wenn sie es fordert!“

„Fordern, Eleonor?“ schluchzte sie.

„Julia, kannst Du mir verzeihen? Ich schwöre es, daß ich Dich nicht überlebt haben würde!“

Mit einem lauten Freudenschrei warf sie sich an seine Brust.

„Danke Gianina,“ rief sie, „die mich Dir erhalten hat!“

Die beiden Gatten lagen still weinend einander in den Armen. Als sie nach einigen Minuten aus dem Rausche ihres Entzückens erwachten, befanden sie sich allein — Gianina und Montoni hatten sich leise entfernt.

Gegen Mittag des nächsten Tages hielt eine glänzende Karosse vor dem Palaste Malatesti. Eleonor sprang heraus, empfing seine Gattin, und führte sie die breiten Marmorstufen der Treppe hinan. Gianina und Montoni folgten. Dieselben Zimmer, die Julia mit dem Tode im Herzen verlassen hatte, empfingen heute die vor Wonne und Lebenslust strahlende junge Gräfin. Die alte Kammerfrau trat ihr entgegen, und meldete sich von Neuem zum

Dienste. Nach der Mittagstafel führte der Graf den Juwelier in sein Zimmer.

„Signor," begann er, nachdem sie in einem Sopha Platz genommen, „ich habe es längst bemerkt, daß Sie ein geheimer Kummer drückt, ein Geheimniß, das Sie Anstand nehmen, mir zu offenbaren. Ich kenne dieses Geheimniß — es betrifft meine Frau."

„Herr Graf, Sie wissen —"

„Ich weiß Alles; doch erschrecken Sie nicht, denn Julia, die Ihrem Herzen theuer, bleibt meine innig geliebte Gattin, auch wenn sie nicht die leibliche Tochter des wackern, geachteten Juweliers ist. Erblicken Sie in diesem Umstande keine Beeinträchtigung des Glück's Julia's; im Gegentheil, er setzte mich in den Stand, mich des vollen Besitzes meiner Gattin zu erfreuen, ohne ein gegebenes Ehrenwort zu brechen. Waren auch die Ansprüche des jungen Grafen del Dongo an Julia nur scheinbar gegründet, so hatte ich ihm dennoch ein Versprechen gegeben, und davon mußte ich entbunden werden. Ich spreche offen mit Ihnen, Signor Montoni, denn als der Gatte Julia's glaube ich ein Recht zu haben, mich mit dem Ordnen ihrer Angelegenheiten zu be-

fassen. So schwierig dies anfangs erschien, so glücklich ist es mir mit Hülfe des Zufalls gelungen."

„Das durfte ich von Ihnen erwarten!" rief der alte Juwelier aus. „Ist auch Julia eine Waise —"

„Sie ist es nicht!"

„Wie?"

„Ihr Vater lebt, und ich besitze seine Einwilligung."

„Wer ist es?" fragte der Juwelier in fieberhafter Spannung.

Eleonor trat zu seinem Schreibtische, holte ein Papier daraus hervor, und reichte es dem Juwelier.

„Lesen Sie!"

Montoni las zu seinem nicht geringen Erstaunen eine in aller Form ausgestellte Acte, wonach der Graf del Dongo die Pflegetochter des Juweliers Montoni zu seiner Tochter adoptirt, und ihr gleiche Rechte mit seinem wirklichen Sohne Ascanio einräumt.

„Wie kommt der Graf dazu?"

„Für Sie wird die Sache leicht erklärlich sein. Eine gewisse Signora Firmiani zwingt ihn dazu."

„Leontine?"

„Ganz recht. Sie brachte mir gestern Abend dieses gerichtlich beglaubigte Document.“

„Die Unsinnige!“

„Zürnen Sie ihr nicht, mein alter Freund, denn sie hatte mehr Zutrauen zu mir, als Sie. Ich liebe Julia ihrerselbst wegen, und wenn mir diese Adoptionsacte gelegen kam, so war es deshalb, weil der junge Graf del Dongo seine Schwester nicht heirathen konnte, und mir auf diese Weise mein Ehrenwort zurückgegeben ward. Der alte Graf del Dongo hatte zwei wichtige Gründe zu dieser Handlung, die man ihm kaum hätte zutrauen mögen. Erstens war Signora Firmiani im Besitze aller seiner Wechsel, die sie ihm gegen dieses Document zurückgegeben hat. Und zweitens ist Julia wirklich die Tochter jener Leontine und des Grafen.“

„Himmel!“

„Die Mutter hat den Vater gezwungen, sein Kind anzuerkennen.“

„Aber wissen Sie auch, Herr Graf, daß Leontine eine Jüdin ist?“

„Ich weiß es, denn die Firmiani hat mir Alles entdeckt. Diese arme, verführte Jüdin steht mir

höher, als jener christliche Graf, der seine Kinder verleugnete, der nur gezwungen seine Pflichten als Vater erfüllte. Während sie sich das Glück der Kinder zur Lebensaufgabe stellte, während sie selbst auf den Umgang mit ihnen Verzicht leistete, verfolgte der gewissenlose Graf die Bahn der Verschwendung und des Lasters; seine Titel und seine Verbindungen schützten ihn vor der Verachtung der Welt. Als er seinen völligen Ruin vor Augen sah, ließ er für seinen Sohn um die Hand der Tochter des reichen Juweliers werben, er wußte nicht, daß er die Schwester dem Bruder bestimmt hatte. Da trat die Mutter auf, und vereitelte den Plan, indem sie sich mir entdeckte, und ihren Verführer zur Anerkennung des Kindes zwang. Ist Julia, die um alles dies nicht weiß, nun eine andere geworden? Vor der Welt bleibt sie die Tochter Montoni's und die Gräfin von Malatesti, und ich müßte sie wahrlich weniger lieben, als die Mutter sie liebt, wenn ich dies Geheimniß nicht für ewig in meiner Brust verschließen könnte."

„Das lohne Ihnen Gott, Herr Graf!" rief Montoni gerührt, indem er dem jungen Manne die Hand drückte.

„Und nun erfahren Sie noch, daß Julia auch einen Bruder besitzt."

„Wen?"

„Pepito ist es, unser Schließer und der Mann Gianina's."

Eleonor erzählte in wenig Worten, was wir von Pepito bereits wissen.

„Es war leicht," schloß er, „den Zusammenhang der Sache zu errathen, als Signora Firmiani, deren Name auf der Anweisung an den Grafen stand, mir ihre Entdeckungen gemacht hatte. Sie bekannte mir, daß sie Pepito dem alten Professor in Piacenza aus demselben Grunde übergeben hatte, als Ihnen Julia. Da der Graf die Pensionsgelder zu zahlen übernommen, habe sie sich von dem Knaben, der nie seine eigentliche Abkunft erfahren sollte, fern gehalten. Die Firmiani ist abgereis't, und wir allein sind jetzt die Bewahrer des Geheimnisses. Dafür, daß der alte Graf schweigen wird, habe ich gesorgt. Versprechen wir uns also, daß Julia nie etwas erfährt."

Montoni gab Hand und Wort darauf, obgleich es, wie er versicherte, unnütz sei. Um den Grafen nicht zu beunruhigen, verschwieg er ihm,

daß Rocheval das Geheimniß theile, denn er glaubte, sich seiner für immer versichern zu können. Beruhigt und glücklich trennten sich die beiden Männer. Eleonor, um seine Vorbereitungen zur Abreise nach Paris zu treffen, Montoni, um sein Geschäft zu verkaufen, und den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Rocheval ernannte er zum Intendanten seiner beiden Besitzungen, des Hauses am Platze Maggiore und des Landhauses an der Parma. Der alte Franzose war mit seinem Loose zufrieden, und aus Dankbarkeit bekannte er seinem Schützer, daß er an jenem Morgen das Gespräch mit der Firmiani belauscht, und aus keiner andern Quelle geschöpft habe. Es läßt sich denken, daß dieses Bekenntniß viel zur Beruhigung des Juweliers beitrug.

Am folgenden Morgen trat Pepito seinen Posten als Secretair des Grafen von Malatesti an. Gianina's Freude läßt sich nicht beschreiben, als sie die in dem Seitenflügel des Palastes für sie bestimmten Zimmer bezog. Julia war ihr bei der Einrichtung behülflich, und machte ihr sämmtliches Hausgeräth zum Hochzeitsgeschenk. Denselben Abend ließ Eleonor seinen Secretair zu sich rufen.

„Signor Pepito,“ redete er den jungen Mann an, „ich verreise morgen mit meiner Gattin. Während meiner Abwesenheit, die lange dauern kann, verwalten Sie meine Güter, und unterhalten mit mir eine Correspondence. Sie übernehmen von dem alten Benvolio die Bücher und Papiere, und lassen sich von ihm Anweisungen ertheilen, wenn Sie deren bedürfen. Sie besitzen mein volles Vertrauen, und ich ertheile Ihnen Vollmacht, statt meiner zu handeln, die Revenüen einzukassiren, und die nöthig werdenden Geschäfte abzuschließen. Dafür sichere ich Ihnen einen Jahresgehalt von achthundert Ducaten.“

„Gnädiger Herr, ich werde Ihnen durch unwandelbare Treue und Ergebenheit danken!“ rief Pepito mit bewegter Stimme.

„Sprechen Sie nicht von Dank, mein Freund — ich bin Ihr Schuldner. Sie retteten mir das Leben, und lehrten mich den Schatz kennen, den ich in meiner Gattin besitze. Betrachten Sie den Grafen von Malatesti als Ihren brüderlichen Freund, und die Gräfin als Ihre Schwester, denn Sie besitzen außer uns keine Verwandte. Meine For-

schungen nach Ihrer Familie sind ohne Erfolg geblieben —"

„Ach, ich bedarf jetzt keiner Familie, denn ich bin vollkommen glücklich!"

Nachdem Pepito noch einige Geschäftsanweisungen erhalten hatte, entfernte er sich.

Der nächste Morgen war für die beiden Frauen ein schmerzlicher, denn sie mußten sich trennen. Gianina weinte an dem Halse der Freundin wie ein Kind.

„Sie sind ja glücklich," rief sie aus, „und bedürfen meiner nicht mehr. Das tröstet mich!"

„Wir trennen uns nicht für immer," flüsterte Julia unter Thränen. „Bin ich einmal wieder zurückgekehrt, bleiben wir für immer bei einander."

„Werden Sie auch wieder an den Tod denken?" fragte Gianina leise.

In diesem Augenblicke erschien Eleonor; statt der Antwort warf sich Julia an seine Brust, und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen.

„Fürchte nichts," sagte der Graf, der Gianina verstanden hatte, „wir werden Dein Geschenk zu be-

wahren wissen. Ein glücklicher Mensch fürchtet nichts mehr als den Tod."

Die beiden glücklichen Gatten bestiegen den Reisewagen, der rasch davonrollte.

Epilog.

Drei Monate sind seit den Ereignissen verflossen, die wir dem Leser mitgetheilt haben. In dem Augenblicke, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, finden wir Eleonor und Julia in einer Loge der italienischen Oper zu Paris. Der Marquis B., ein schon bejahrter Mann mit greisen Haaren, ist der Begleiter des jungen Ehepaars. Kaum hatten die drei Personen ihre Plätze eingenommen, als die Thür der Loge wieder geöffnet ward, und ein Diener des Grafen eintrat.

„Dieser Brief ist dem gnädigen Herrn von dem Hotel aus nachgesendet."

„Wer brachte ihn?" fragte Eleonor verwundert.

„Ein Mann, der draußen auf dem Corridor wartet."

Der Graf überflog rasch die Zeilen. Dann wandte er sich zu seiner Gattin, die ihn mit neugierigen Blicken beobachtet hatte.

„Mein Kind," flüsterte er, „ich verlasse Dich auf kurze Zeit — dieser Brief ruft mich in das Gesandtschafts-Hotel. Der Herr Marquis hat die Güte, Dich zu unterhalten. Ehe die Oper zu Ende ist, werde ich wieder bei Dir sein."

Er küßte Julia's Hand, und verließ die Loge. Auf dem Corridor stand ein alter Mann, der den Grafen ehrfurchtsvoll grüßte.

„Wohin werden Sie mich führen?"

„Nach der Rüe Soly, gnädiger Herr."

„Man fordert mich zur Eile auf —"

„Und sie ist dringend nöthig, ich versichere es als Arzt."

„Sie sind der Arzt —"

„Signora Firmiani's. Am Eingange des Theaters steht mein Wagen."

„So eilen wir."

Die beiden Männer verließen das Haus, und bestiegen den Wagen, der nach einiger Zeit in einer

engen Straße vor einem großen, dunkeln Hause hielt. Der Arzt führte seinen Begleiter eine sehr finstere Treppe hinan, auf deren Stufen sich große Erhabenheiten von verhärtetem Schmutze befanden, den die Kommenden und Gehenden zurückgelassen hatten. Die Luft in diesem Gebäude war dumpf und übel riechend. Im zweiten Stocke zog der Arzt an einem Rehfuße, der neben einem Lämpchen an einer alten, schwarzen Klingelschnur hing. Der Klang einer zersprungenen Glocke ließ sich hören.

„Hier wohnt die Firmiani?" fragte Eleonor leise.

„Ja, Herr Graf," antwortete der Arzt. „Sie werden sich über diesen alten, schmutzigen Raum nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß er von Juden bewohnt wird."

„Die Mutter meiner angebeteten Frau, einer Gräfin von Malatesti, in diesem Hause!" dachte der Graf, nicht ohne eine Anwandlung von Ekel.

Der Arzt zog noch einmal an der Glocke. Die eigene Art, wie die Töne derselben verhallten, ließ auf eine mit Sachen voll gepackte Wohnung schließen, welche kein Echo zuließ, das charakteri-

stische Zeichen aller kleinen Haushaltungen, denen es an Platz und Luft gebricht.

Bald verkündigten ein dumpfer, hohler Husten und die plumpen, schlürfenden Schritte einer Person, die sich mühsam auf Socken fortschleppte, daß man das Zeichen gehört habe.

Eine alte, scheußlich aussehende Jüdin, eine Kerze auf gelbem Messingleuchter in der Hand tragend, öffnete die Thür, trat auf den Treppenabsatz, hob den Kopf empor, und sagte mit schnarrender Stimme:

„Ah, sind Sie endlich da, Herr Levi Bocquillon? Es ist Zeit, wenn unser Geschäft nicht zu Wasser werden soll!“

„Sie irren, gute Frau,“ sagte ruhig der Arzt.

„Was?“ kreischte eine schreckliche Stimme. „Sie sind nicht Herr Bocquillon? Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich bin der Arzt der Madame Firmiani.“

„Die Firmiani braucht keinen Arzt mehr.“

„Ist sie todt?“

„Wenigstens so gut wie todt. Herr Bocquillon, der Leichenbeschauer, muß sogleich kommen, ich habe zu ihm geschickt.“

„Gehen Sie ein wenig bei Seite, daß ich mit diesem Herrn eintreten kann.“

„Wer ist der Herr?“

Der Arzt, der mit Leuten dieser Art und mit ihrer Behandlung bekannt sein mochte, nahm der alten Jüdin den Leuchter aus der Hand, schob sie in das Innere der Wohnung zurück, und rief seinem Begleiter zu:

„Folgen Sie mir!“

Die Alte erhob ein wahres Zetergeschrei, und suchte den Männern den Eintritt zu wehren.

„Ich schicke sofort zu dem Polizei-Commissär, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten!“

Diese Worte brachten die Jüdin zum Schweigen; murrend verschwand sie in einer niedern Thür, nachdem sie den Ausgang zur Treppe verschlossen, und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte.

Eleonor folgte dem Arzte nun in eine Art Vorsaal, der mit einer Menge Käfige, Küchengeschirr, Kochöfen, Möbeln, Kleidungsstücken, Eisen, Blech, alten Büchern und Papieren, hölzernen Uhren, Sensen und Spaten bis zur Decke angefüllt war. Ein schmaler Gang führte durch diesen

Chaos von Sachen, Handelsartikel der alten Jüdin, bis zu einer Thür, die der Arzt öffnete.

Man trat in ein dunkeles Zimmer. Das schwere Athmen eines kranken Menschen, ein wahres Todesröcheln, erfüllte den Raum mit einem unheimlichen Geräusche.

Der Arzt setzte das Licht auf einen Tisch, zog die Kattunvorhänge eines Alkovens zurück, und deutete auf eine kranke Person, die leichenähnlich in dem Bette lag. Wie gern hätte der Graf den Rückweg angetreten, wenn es sich nicht um das Geheimniß seiner Julia gehandelt hätte.

„Wie ist es möglich," fragte er sich, „daß eine Frau, die noch vor wenig Monaten in Fülle der Gesundheit und des Reichthums lebte, bis zu diesem Zustande herabgesunken sein kann? Mein Herr," wandte er sich an den Arzt, „wer hat Sie beauftragt, mich zu holen?"

„Madame Firmiani selbst. Doch sprechen Sie jetzt mit ihr, ehe es zu spät wird, ich werde Ihnen später soviel Auskunft ertheilen, als mir möglich ist. Wie mir scheint, hat Ihnen die Kranke wichtige Eröffnungen zu machen."

Eleonor trat dem Bette näher, und mit Ent-

setzen erkannte er das entstellte Gesicht der Firmiani, das sich ihm tief eingeprägt hatte.

Der Arzt neigte sich zu ihr nieder.

„Madame," sagte er, „der Herr Graf von Malatesti ist hier."

Mit einer übermenschlichen Anstrengung hob die Kranke das Haupt empor. Ihre großen, tiefliegenden Augen glühten in einem unheimlichen Glanze, und die auf der Decke ruhenden Hände erbebten sichtlich. Der Arzt schob ihr das Kissen unter den Rücken, daß sie halb aufgerichtet sitzen konnte, und ihr das Sprechen erleichtert wurde. Auf einen Wink der Kranken, die den Grafen erkannt hatte, verließ er das Zimmer.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!" flüsterte Leontine. „Ich kann nicht sterben, ohne den Gatten meiner Tochter noch einmal zu sehen, da der Anblick ihrer selbst mir nicht erlaubt ist. Ja, Herr Graf, ich halte es für eine Sünde, das unschuldige Kind aus dem Kreise des Glücks und der Tugend herabzureißen, zu dem ich es von Jugend auf bestimmt hatte. Julia ahnt nicht, daß ihre Mutter eine Sünderin war — möge sie es nie

erfahren. Sie lieben mein Kind, Herr Graf — es verdient die Liebe eines wackern Mannes."

Die Kranke sank zurück, um sich einige Augenblicke zu erholen. Dann holte sie unter dem Kopfkissen ein Portefeuille hervor, das sie dem Grafen mit den Worten reichte:

„Nehmen Sie das Vermögen meines Kindes — ich habe Noth und Entbehrung ertragen, um es nicht anzutasten — diese Wohnung — bei armen Juden, sollte mein Grab werden. Nehmen Sie — es ist Ihre Pflicht — daß Sie es nehmen. Die Hälfte davon schenken Sie meinem Sohne Pepito — das ist mein Vermächtniß! — Neigen Sie sich zu mir, und hören Sie das Geständniß einer Sterbenden. Der Graf del Dongo ist ein böser Mensch, der früher oder später die Mutter an dem Kinde gerächt hätte. O, ich fürchte es, und sehe es voraus. Das durfte ich nicht dulden — ich konnte das Werk meines ganzen Lebens nicht von dem Verräther zerstören lassen. Das Geheimniß von Julia's Geburt mußte dem Grabe anvertraut werden. Montoni ist ein braver Mann — er liebt Julia, und auf sein Schweigen dürfen wir bauen — aber der Graf del Dongo — er mußte

vernichtet werden — er drohete mir, offen zu sprechen, wenn ich ihm binnen drei Monaten nicht mein Vermögen auslieferte — das Vermögen meiner und seiner Kinder. Seine Wechsel waren ihm nicht genug. O, dieser Schändliche, er will Mutter und Kinder verderben!"

Der Kopf Leontine's, schwer wie Blei, sank tiefer zurück, und die abgemagerten Hände, die auf der Decke lagen, begannen heftig zu zucken. Sie gewährte einen furchtbaren Anblick, vor dem der Graf zurückschauderte.

„Wie Sie mich hier sehen," fuhr sie unter Todesröcheln fort, „würden Sie auch den Grafen del Dongo sehen, wenn Sie an seinem Krankenbette in Parma wären. Ich gab ihm ein schleichendes Gift — dasselbe, das ich genossen — in drei Monaten muß es sein Zerstörungswerk vollbracht haben — Sie sehen es," flüsterte sie grinsend — „und wie ich mich in mir nicht getäuscht, so auch bei ihm nicht — er will das Vermögen meiner Kinder — oder Julia compromittiren — die Zeit ist um — und man scharrt ihn in das Grab. Die Mutterliebe hat gesiegt, Herr Graf — Ihre Gattin ist sicher. Das ist mein Vermächtniß! — Leben Sie

glücklich — lassen Sie die Tochter — die Verirrungen der reuigen Mutter — nicht büßen! Herr, sei meiner Seele gnädig!"

Noch ein kurzes Röcheln erfolgte, und Leontine hatte ihren Geist aufgegeben.

Eleonor sah mit Verwunderung auf die Frau, die mit männlicher Kraft und Ausdauer die Aufgabe ihres Lebens vollbracht hatte. Aber schaudernd gedachte er des alten Grafen del Dongo, dessen Leichtsinn und Verschwendungssucht er kannte. Er mußte sich eingestehen, daß Leontine seine Julia von dem gefährlichsten Feinde befreiet hatte. Nachdem er das Portefeuille in seiner Brusttasche verborgen, rief er den Arzt herein. Schweigend deutete er auf das Bett.

„Ich dachte es mir!" murmelte der Mann, indem er die Hand der Todten ergriff. „Sie konnte nicht länger mehr leben."

„Was war der Grund ihres Todes?"

„Galoppirende Schwindsucht, mein Herr. Die gefährliche Krankheit, gegen die wir immer noch kein Mittel kennen, hatte längst die Brustorgane zerstört."

Der Arzt zog die Vorhänge des Alkovens zusammen.

„Mein Herr," fragte Eleonor, „wie lange befand sich die Verstorbene in Paris?"

„Seit kaum drei Monaten. Sie kam hier krank und schwach an. Wie mir schien, hat mich die alte Jüdin, die Sie vorhin gesehen, gegen den Willen der Kranken zu Hülfe rufen lassen, denn sie weigerte sich, die vorgeschriebenen Arzeneien zu nehmen, indem sie erklärte, sie sei nicht krank. Wir kennen indeß die Ansichten solcher Kranken, und ich ließ mich nicht abschrecken, ihr Linderungsmittel zu empfehlen, die sie nach einiger Zeit auch annahm. Vor ungefähr vierzehn Tagen gab sie mir Auftrag, Erkundigungen über den Herrn Grafen von Malatesti einzuziehen, der als Attaché bei der herzoglich parmaischen Gesandtschaft angestellt sei. So erfuhr ich, wo Sie wohnten, und daß Sie mit Ihrer jungen Gattin sehr glücklich lebten. Diese Nachricht nahm die Kranke mit großem Wohlgefallen auf, und, wie mir schien, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Heute gegen Abend ward ich zu ihr gerufen. Sie überreichte mir zweitausend Francs, und bat mich, die Hälfte davon der alten

Jüdin zu geben, nachdem ich ihr die Augen zugedrückt hätte. Dann gab sie mir den Brief, den Sie erhalten haben, und von dem ich vermuthe, daß er schon längst geschrieben ist, da ihr körperlicher Zustand irgend eine Beschäftigung nicht mehr erlaubte. Bringen Sie den Herrn Grafen mit, flüsterte sie, er wird sich nicht weigern, Ihnen zu folgen. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Und nun erlauben Sie mir, daß ich den letzten Willen der Verstorbenen vollziehe."

Der Arzt öffnete die Thür, und ließ die alte Jüdin eintreten, die schon darauf gewartet zu haben schien.

„Madame Firmiani ist todt, gute Frau. Sie wissen, daß ich Ihnen das gestern schon voraussagte."

„Das haben Sie, mein Herr!" rief die Alte. „Aber wer bezahlt mich nun für Wohnung und Kost? Die guten Sachen der Verstorbenen sind während der Krankheit versetzt —"

„Genug! Hier sind tausend Francs, die ich Ihnen einhändigen soll."

„Tausend Francs! Es ist viel, aber ich habe

sie ehrlich verdient. Man hat seine Last gehabt mit dieser eigensinnigen Person."

„Ich glaube Ihnen, Madame," sagte der Graf, den es antrieb, die Schreckenswohnung zu verlassen. „Und darum bewillige ich Ihnen die ganze Hinterlassenschaft der Verstorbenen, wenn Sie die Beerdigung derselben übernehmen. Die Papiere jedoch bitte ich mir aus."

Die Alte öffnete einen großen Reisekoffer, der neben dem Bette stand.

„Gerechter Gott," schrie sie entsetzt, „er ist leer! Das hat die arglistige Person gethan, die mit der Kranken hier ankam und heimlich verschwand. Madame Firmiani ist schändlich bestohlen! O, daß ich so dumm war, nicht besser darauf zu achten. In diesem Koffer verbarg sie ihren ganzen Reichthum! Und Papiere sind auch nicht vorhanden."

Eleonor forschte nicht weiter, denn er nahm an, daß die Mutter, die mit so großer Aufopferung für ihr Kind gesorgt hatte, alle verrätherische Spuren vertilgt haben würde.

„Nehmen Sie diese Börse, gute Frau," sagte er; „ihr Inhalt wird hinreichen, die Kosten eines anständigen Begräbnisses zu decken."

Dann verließ er das Zimmer, und stieg mit dem Arzte die Treppe hinab. Als sie auf die Straße traten, begegneten ihnen drei Männer, in denen der Arzt die Vorsteher der Synagoge erkannte, welche die Jüdin erwartet hatte.

„Wohin fahren Sie?“ fragte der Arzt.

„In die italienische Oper, um meine Gattin abzuholen.“

Der Wagen fuhr nach dem bezeichneten Orte. Vor dem Opernhause stieg Eleonor aus, dankte dem Arzte für seine Gefälligkeit, und trat fünf Minuten später in die Loge. Der letzte Act der Oper sollte beginnen. Wie reizend schön erschien Julia dem jungen Manne, als sie ihm lächelnd die kleine Hand reichte und ihn neben sich auf den Sitz zog.

„Ist das wichtige Geschäft beendet?“ fragte sie.

„Ja, mein Kind; eine große, inhaltschwere Frage ist erledigt.“

Und leise drückte er den schönen, elastischen Körper an sich.

„Jetzt ist sie ganz mein,“ dachte er mit inniger Rührung. „Außer Gott kann sie mir Niemand rauben.“

Die Musik begann. Während Julia der Vorstellung folgte, dachte Eleonor über sein und seiner Gattin Schicksal nach.

„Sie verdient eine Königin zu sein," flüsterte er still vor sich hin. „Welche Erinnerungen knüpfen sich an meine Heirath! Der Verurtheilte erbat sich das einfache Mädchen von der Gnade der Menschen, um sie einem Freunde zu erhalten, und Gott hat mir einen Engel geschenkt. Ja, sie war mein Engel, der mir das Leben erhielt und nun verschönt. Meine unwandelbare Liebe bis zum Grabe soll sie dafür lohnen!"

Die Oper war zu Ende, und die beiden Gatten verließen das Haus. Unter dem Portale nahm der Marquis Abschied. Eleonor lud ihn nicht zum Nachtessen ein, denn er sehnte sich danach, mit seiner Gattin allein zu sein, um sie mit Zärtlichkeiten zu umgeben. Im Wagen schloß er sie an seine Brust, und bedeckte ihr schönes Antlitz mit Küssen.

Am nächsten Morgen traf ein Brief von Pepito aus Parma ein. Der Secretair berichtete über seine Geschäftsführung, und zum Schlusse fügte er die Bemerkung bei:

„Diesen Morgen begrub man den alten Grafen del Dongo; ein schleichendes Fieber, das ihn seit einigen Monaten verzehrte, hat seinen Tod herbeigeführt. Wie man sagt, hinterläßt er seine Familie in traurigen Umständen.“

„Leontine hat Recht gehabt!“ dachte er erschüttert. „Die Rache der Mutter ist vollkommen gelungen. Armer Pepito, Du ahnst nicht, daß man Deinen Vater begraben hat.“

Eleonor prüfte den Inhalt des Portefeuille's, das ihm Leontine eingehändigt hatte. Es enthielt die Summe von fünfzigtausend Francs in Banknoten. In seinem Antwortschreiben gab er Pepito Auftrag, der Wittwe del Dongo fünfzigtausend Francs mit dem Bemerken auszuzahlen, daß er diese Summe dem Verstorbenen schulde.

Acht Monate später trafen Eleonor und Julia wieder in Parma ein. Sie kamen noch zeitig genug, um Gianina's muntern Knaben aus der Taufe zu heben.

Ascanio del Dongo diente als Officier bei einem französischen Regimente. Montoni be=

wohnte in stiller Abgeschiedenheit, sein Landhaus. Mit großer Rührung hörte er das schreckliche Ende Leontine's.

„Sie hatte ein besseres Loos verdient!" rief er aus.

Ende.